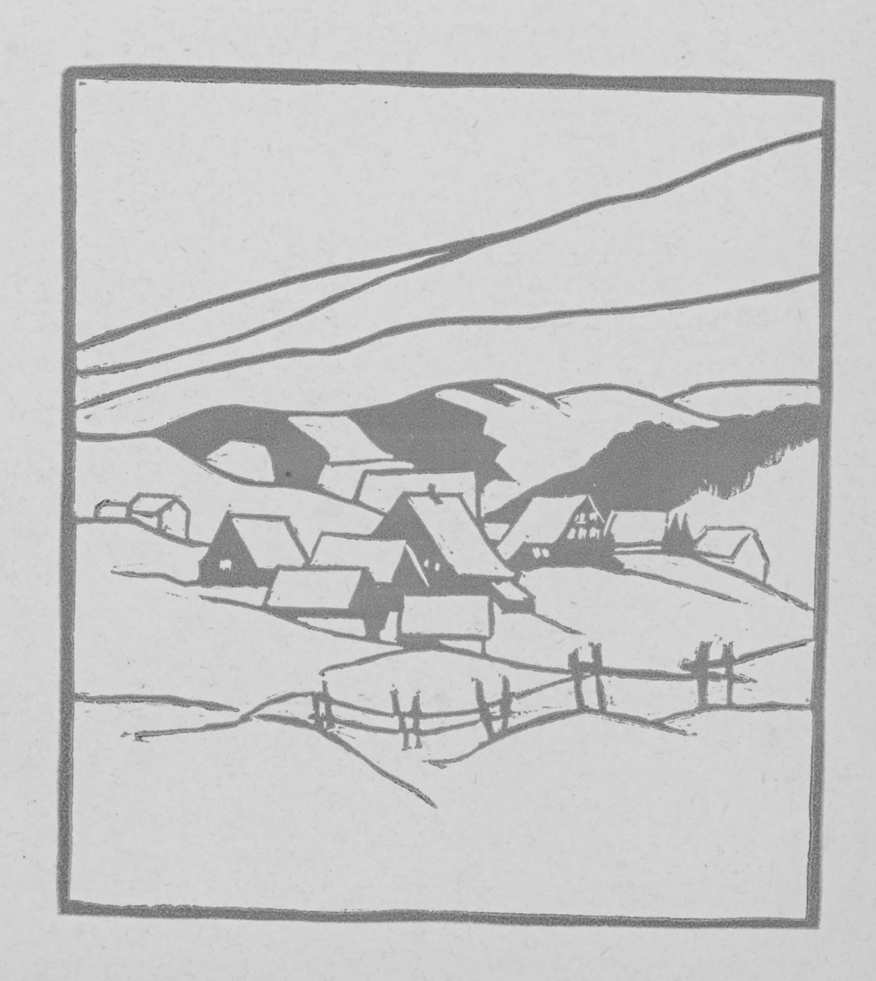
MARIENBOTE

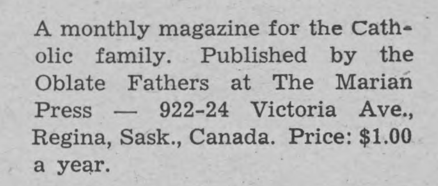


Dezember 1942

INHALT

Der Marienbote

Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Regina. Adresse: The Marian Press, 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Preis: $1.00 jährlich.



A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Price: $1.00 a year.

Schriftleiter - Rev. Father H. Krawitz, O.M.I. – Editor

Nr. 3 | Dezember 1942 | 11. Jahrgang

Dies und Das

Eine brennende Frage

Canada hat heute, wie Watson Kirkconnel in seinem Buche "Canada, Europe and Hitler" schreibt über 600,000 Einwohner deutscher Abstammung. 70% dieser Einwohner sind in Canada geboren, 10% in den Vereinigten Staaten, die anderen in Russland, Rumänien, Polen, Ungarn usw., während nur ein kleiner Prozentsatz aus Deutschland nach Canada kam. 97% dieser Canadier deutscher Abstammung, schrieb W. Kirkconnel im Jahre 1940, haben ihre Treue zum Lande und somit auch ihre politische Vertrauenswürdigkeit vollständig bewiesen. Sie sind Canadier, wie jeder andere Canadier es ist, betont Kirkconnel immer wieder in mehreren seiner Bücher. Und mit ihm bezeugen dasselbe auch andere Kriegsschreiber, wie z.B. John Murray Gibbon.

Was diese Männer in ihren Büchern aber nicht erwähnt haben, veröffentlichte ein anderer bekannter Journalist, Grant Dexter, Ende Okt. dieses Jahres in den Tageszeitungen unseres Landes.

Als der Krieg ausbrach, schrieb Grant Dexter, suchte Canada sich durch die Defence of Canada Regulations vor möglichen Machschaften der feindlichen Ausländer in seinen Grenzen zu schützen. Jeder feindliche Ausländer, das heisst jeder Mensch, der Staatsbürger eines der feindlichen Länder war, hatte sich unter Polizeiaufsicht zu stellen. Canadische Bürger, ganz gleich ob deutscher Abstammung oder nicht, wurden in den Defence of Canada Regulations nicht erwähnt.

Als Hitlers Siege im Jahre 1940 immer drohender wurden, machten sich in Canada Stimmen laut, die die Zurückziehung der canadischen Staatsbürgerschaft von allen Deutschstämmigen und die ausnahmslose Behandlung aller dieser Deutschstämmigen als "feindliche Ausländer" forderten. Die Regierung wehrte sich. Sie wollte keinen canadischen Bürger als "feindlichen Ausländer behandelt sehen. Die Gegenstimmen wurden aber immer lauter. Man verlangte die Internierung aller Deutschstämmigen, und Gerechtigkeitsminister Lapointe hatte einen schweren Stand, als er den Führern dieser Stimmen die Unmöglichkeit der Internierung so vieler Menschen klar zu machen versuchte. Lapointe wies auch auf die Unwürdigkeit des Handelns hin, die das Land sich zukommen liesse, wenn es die Staatsbürgerschaft tausender guter Bürger grundlos zurückziehen würde.

Lapointe's und auch Primierminister King's Argumente halfen aber nicht viel. Die Canadian Legion und andere in hohen Aemtern stehende Männer hatten inzwischen ihren Druck so weit organisiert, dass die Regierung sich am 10. Juni 1940 gezwungen sah zu kapitulieren. Sie dehnte die Defence of Canada Regulations auf alle Canadier deutscher und italienischer Abstammung aus, die nicht länger als seit dem ersten September 1929 canadische Staatsbürger waren. Und kurze Zeit darauf ging die Regierung noch weiter, in dem sie alle seit dem ersten September 1922 eingebürgerten Canadier deutscher und italienischer Abstammung unter die Gesetze der Defence of Canada Regulations stellte.

Und nun war es geschehen. Unzählige Canadier deutscher und italienischer Abstammung, die seit 20 und 30 Jahren im Lande wohnten, die sich als gute, landestreue Bürger erwiesen, wurden unter Polizeiaufsicht gestellt. Zu gleicher Zeit wurde ihnen damit auch jede Aussicht auf öffentliche Aemter genommen. Ihre Söhne zog man aber in die Armee, schickte sie an die verschiedenen Fronten, wo sie ihr Leben für die Verteidigung jenes Landes einsetzen, das sich durch die Defence of Canada Regulations vor ihren Eltern schützen zu müssen meint.

Als die Kriegsnot mit den Jahren immer grösser wurde, begann man auch immer mehr zu fühlen, wie notwendig die Kriegsunterstützung von Seiten eines jeden einzelnen Canadiers sei. Auch an die von den Defence of Canada Regulations Betroffenen trat man mit der Aufforderung heran, dem Lande durch Kriegsarbeit und durch Kriegsanleihgelder zu helfen. Und die Canadier deutscher und italienischer Abstammung halfen und helfen. Betrachtet man sie auch nicht als vollberechtigte Canadier, so sieht man sie doch überall dort, wo das Land Kriegshilfe braucht. Sie haben ihre Söhne und Töchter in der Armee und in der Kriegsindustrie, haben Victory Bonds in ihren Häusern hängen, und leisten selbst jede Kriegsarbeit, die man ihnen gibt.

Dass man kaum ein Prozent Leute italienischer Abstammung internierte, dass man vor zwei Jahren von kaum 3% verdächtigen Deutschstämmigen in Canada sprach, in der Zwischenheit aber von diesen 3% auf eine viel kleinere Zahl zurückging, beweist die Landestreue der Canadier deutscher und italienischer Abstammung voll und ganz. "Man hätte keinen canadischen Bürger durch die Defence of Canada Regulations in seinen Bürgerrechten einzuschränken brauchen. Denn es hat sich erwiesen, dass die Zahl der internierten gefährlichen Ausländer heute genau dieselbe ist, die man auch ohne die Gesetze von 1940 erreicht hätte," schreibt Grant Dexter.

In Ottawa ist man immer noch bemüht, den canadischen Bürgern deutscher und italienischer Abstammung gerecht zu werden. Bisher wurde aber noch nichts erreicht. Immer noch stehen gute Canadier unter der Aufsicht der Defence of Canada Regulations. Und andere Canadier, die nicht deutscher oder italienischer Abstammung sind, sehen das und protestieren dagegen. Und zwar mit Recht. Denn der Mensch ist aus sich frei. Und wer das Recht beansprucht, diese Freiheit durch Gesetze einzuschränken—wie das mit den Canadiern deutscher und italienischer Abstammung getan wurde—muss dieses Recht beweisen können. In unserem Falle hätte das Land dieses Recht bewiesen, wenn es ihm möglich gewesen wäre zu zeigen, dass die Anwesenheit der Canadier deutscher und italienischer Abstammung dem Allgemeinwohl des kriegführenden Landes gefährlich sei. In der Zwischenheit hat sich aber gerade das Gegenteil entwickelt: Canadier englischer Abstammung weisen auf die langerprobte Bürgertreue der Betroffenen. Die Oeffentlichkeit kennt ihre Kriegsopfer. Man sieht ihre Söhne in Uniform durch die Strassen marschieren und an den Kriegsfronten stehen. Und man weiss auch, wie viele dieser Soldaten freiwillig der Armee beitraten.

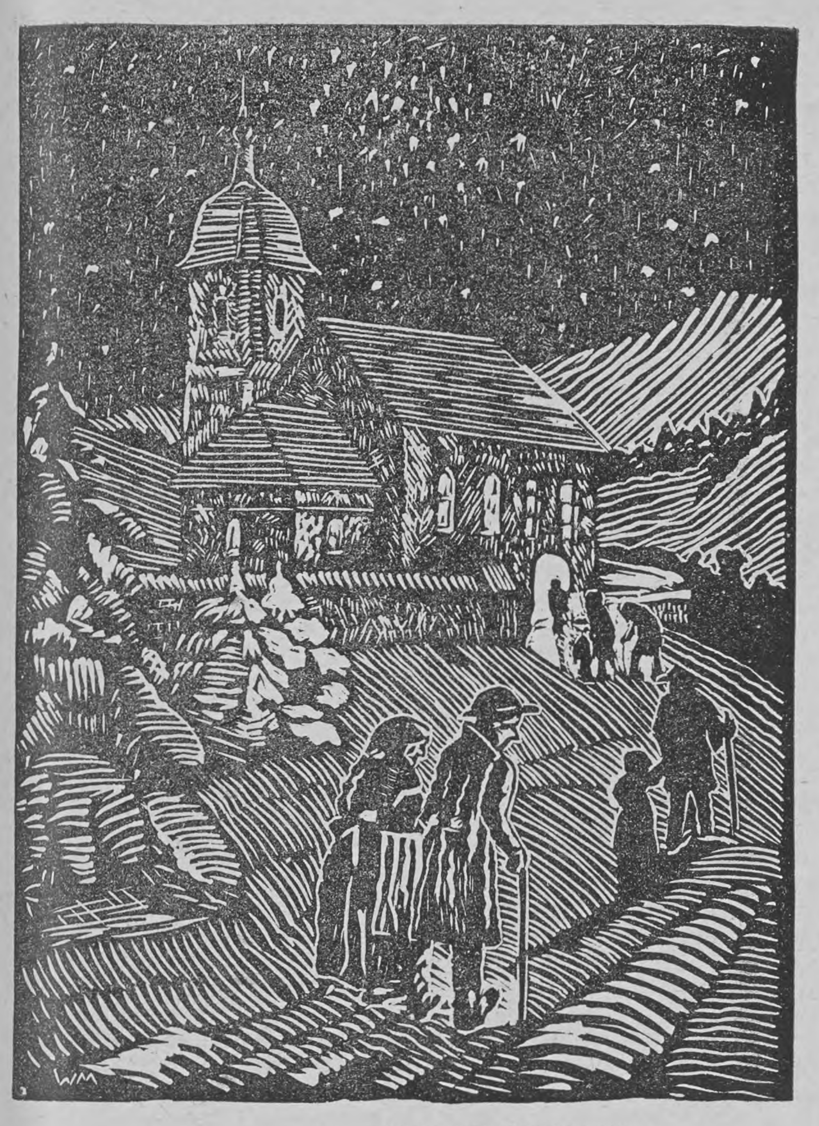
Wenn englische Zeitungsschreiber von der "Notwendigkeit einer überprüften Gerechtigkeit" in dieser Sache reden, sollen wir selbst dann etwa schweigen? Wir haben nichts zu verbergen. Wir haben drei schwere Kriegsjahre lang unsere Pflichten erfüllt und stehen heute noch überall dort, wo canadische Bürgerpflicht den Canadier hinruft. Wenn wir unsere Pflichten erfüllen, ist es dann wohl unrecht, wenn wir auch unsere Gleichberechtigung mit anderen Canadiern zurückfordern? Als man dem Canadier deutscher Abstammung die canadische Bürgerschaft gab, schlossen Staat und Bürger einen Kontrakt. Der Staat verpflichtete sich, dem neuen Bürger alle Landesrechte zuzuerkennen, der neue Bürger dagegen nahm jede Bürgerpflicht auf sich. Die neue Kriegsliteratur Canadas zeigt, dass der Canadier deutscher und italienischer Abstammung seine Pflichten kontraktgemäss erfüllt hat und immer noch erfüllt. Wenn er vom Land die Anerkennung als vollberechtigter Canadier zurückverlangt, dann handelt er so, wie jeder andere handeln würde, dem das Gleiche geschieht.

Wir verstehen und wir verlangen, dass man jeden, ganz gleich ob deutscher oder italienischer oder anderer Abstammung, dem man Vergehen gegen die Defence of Canada Regulations nachweisen kann oder begründeter Weise verdächtigt, interniere.

Anderseits sei aber auch gesagt, dass es jeder Canadier deutscher und italienischer Abstammung freudigst begrüssen würde, wenn die Landesregierung einen festen Standpunkt in dieser Frage einzunehmen begänne, der mit der vollen Anerkennung aller Bürgerrechte der Canadier deutscher und italienischer Abstammung endet.

Zum Schluss möchten wir noch auf Watson Kirkconnels Bücher "Canada, Europe and Hitler", "Twilight of Liberty" und "Canadians All", so wie auf John Murray Gibbons Schrift "The New Canadian Loyalists" und auf Grant Dexters Artikel "U.S. Action Revives Issue" und "The Need for Justice", die am 24. und am 25. Oktober d.J. in der Leader Post zu Regina erschienen, hinweisen. Diese Schriften enthalten aus anderer Feder alles, was wir heute veröffentlicht haben.

Wege Zum Frieden Msgr. F. J. Sheen sprach Mitte November in Cleveland über die Fragen der Zeit. Unter anderem hob er hervor, was katholische Denker immer wieder hervorgehoben haben: Dass nämlich der Krieg nicht das Wichtigste ist, was heute über-



Gang zur Roratemesse

RORATE-LIED

Nieder, Herr, die Himmel neige,
Beuge sie mit starker Hand,
Und zu uns hernieder steige
In dies kalte Erdenland.
Komme, komme,
Heil'ger Christ, o komme!
Aus dem Dunkel wir uns sehnen
Nach dem neuen Morgenschein,
Und in Trauer und in Tränen
Harren wir, o Heiland, dein.
Komme, komme,
Heil'ger Christ, o komme!
Zeige dich am Himmelsbogen,
Schöner Stern aus Jakobs Haus!
Wolken, kommt heraufgezogen,
Regnet uns den Tröster aus.
Komme, komme,
Heil'ger Christ, o komme!
Komm zu trösten, komm zu retten,
Schlag das Sündenjoch entzwei,
Lös' der Leidenschaften Ketten,
Dass Gott wieder bei uns sei.
Komme, komme,
Heil'ger Christ, o komme!

---

wunden werden muss. "Zwei Mächte toben sich gegenwärtig in unserer Welt aus, ein Krieg und eine Revolution. Es ist nicht so wichtig, wer den Krieg gewinnt, wichtig ist: Wer wird die Revolution überwinden?

Was mit dieser Revolution gemeint ist, wissen wir. Es ist das der materialistische Geist unserer Kultur, der Klassen und Völker zum Verhungern brachte und aus diesem Hunger ein Feuer entspringen liess, das sich heute in vulkanischer Wildheit über uns ergiesst.

"Wenn wir meinen, wir müssten nach dem Kriege zu jener Welt zurückkommen, die wir bis jetzt kannten, dann suchen wir zu einer Welt zurückzukommen, die uns Hitler gebar," sagte Msgr. Sheen. Und wir möchten noch hinzufügen: Zu einer Welt, die uns auch einen Kommunismus und ein Versailles gab!

Wir müssen nach diesem Kriege eine neue Welt mit neuer moraler, politischer und wirtschaftlicher Ordnung aufbauen, davon redet man heute allüberall. Wie diese Welt aussehen wird, weiss bis jetzt noch niemand. Es werden aber doch schon Programme geplant, die des Christentums Lehre miteinbeziehen wollen in die Ordnung der neuen Welt. So hat unter anderen auch Präsident Roosevelt einmal zu den Bischöfen der Vereinigten Staaten gesagt, dass Amerika den Krieg gewinnen werde, dass Amerika nach dem Kriege aber nicht nach Rache zu suchen gedenke, sondern nach einer internationalen Weltordnung, in der der Geist Christi die Herzen der Menschen und Völker regiert.

Ein anderes Wort des Präsidenten der Vereinigten Staaten, ein Wort, das wir, wenn auch in anderem Wortlaut, in sehr vielen Reden und Artikeln über den kommenden Frieden hören und

lesen, klingt aber etwas nachdenklicher. Es heisst aus Roosevelts Mund: "Es ist unser Ziel, sowohl den vom Feinde eingenommenen Ländern als auch unserem eigenen Lande das Recht zu einem Leben in Sicherheit und Frieden zu garantieren."

Als Roosevelt das sagte, hatte er vielleicht im Sinne gehabt, nur von Amerika und den amerikafreundlichen Ländern zu sprechen. Aber: Wir hören in den neuen Friedensplänen zu oft nur die axisfeindlichen Länder erwähnt. Was wird der kommende christliche Frieden den besiegten feindlichen Völkern garantieren? Garantieren wir auch ihnen Frieden, Sicherheit und Menschlichkeit, dann ist die Revolution überwunden, von der Msgr. Sheen sprach. Diese Revolution zu überwinden ist wichtiger als den Krieg zu gewinnen, halten wir das im Sinn. Denn was wir heute wieder einmal an Blut, an Opfern, Tränen und Jammer zahlen, ist weit mehr wert als ein nur zehn oder zwanzig oder gar dreissigjähriger Frieden. Länger wird der kommende Frieden aber nicht dauern, wenn der Revolution gegen Unmenschlichkeit, gegen Unterdrückung und Ungerechtigkeit nicht aller Boden genommen wird. Da bleibt uns schon nichts anderes übrig als bei den versprechenden Worten Roosevelts zu bleiben, der nach dem Kriege nicht Rache, aber wahren, gerechten Völkerfrieden suchen will.

Es wäre nur zu wünschen, dass dieses Wort als Leitidee sich durch jede Friedensrede, durch jeden Friedensartikel und durch jedes Friedensprogramm ziehe. Es muss Propaganda mit ihm gemacht werden, grosse Propaganda. Denn es wird nicht leicht sein, nach dem Kriege das kochende Blut der Menschen und Völker zum normalen Druck herab, und von dort zum Pulsschlag christlicher Friedensgesinnung zu bringen. Es muss die Oeffentlichkeit schon heute darauf aufmerksam gemacht werden, dass gerade dieser grosse Strich durch das Wort Rache nicht nur ein Akt der Liebe sein wird, aber auch eine der grössten Notwendigkeiten politischer Weisheit. Von diesem Strich hängt es ab, was wir für all das vergossene Blut, für alle Opfer und Entbehrungen des gegenwärtigen Krieges erhalten werden. Fällt das Wort Rache, dann ist die Revolution unseres Jahrhunderts, deren wilder Sohn der heutige Krieg ist, schon halb gebändigt. Gibt man noch Gerechtigkeit, Menschlichkeit und viel guten, echt christlichen Willen hinzu, dann ist dieser Revolution aller Boden genommen. Und wahrer Sieger wird der sein, der das geschaffen.

Es lässt sich selbstverständlich viel leichter über Frieden, über Menschlichkeit und Gerechtigkeit schreiben, als solche Dinge in einer hassüberfüllten Welt schaffen. Wir werden nach dem Kriege noch manchen Aufstand gegen solche Friedensideen erleben! Und die Männer, die sich einen solchen Frieden aufzubauen vorgenommen haben, werden Stunden durchleben müssen, die nicht viel leichter, und manchmal auch nichts unkriegerischer sein werden als die kriegerischen Tage, die sie heute durchmachen. Hier wird es sich dann zeigen, dass christliche Ideen allein nie genügend sein können. Dass man diesen Kampf um eine neue, wahrhaft christlich-gerechte Weltordnung nur dann gewinnen kann, wenn auch christliches Leben in uns ist, christliche Frömmigkeit und christliche Gottesfurcht.

"Ohne mich könnt ihr nichts", dieses Wort Christi war für das ganze menschliche Leben, auch für das weltpolitische, gesagt. Ohne Ihn werden wir es nicht schaffen können. Deshalb ist und bleibt die persönliche Rückkehr der Herzen und Gewissen zu Ihm der erste und der wichtigste Weg zum Frieden.

—Der Schriftleiter.

"TAUET HIMMEL, DEN GERECHTEN . . .!"

"Rorate, caeli, desuper",
taut, Himmel, den Gerechten!
so singt's und klingt's erwartungsschwer,
Johannes geht vor Jesus her,
ein Stern fällt aus den Nächten.

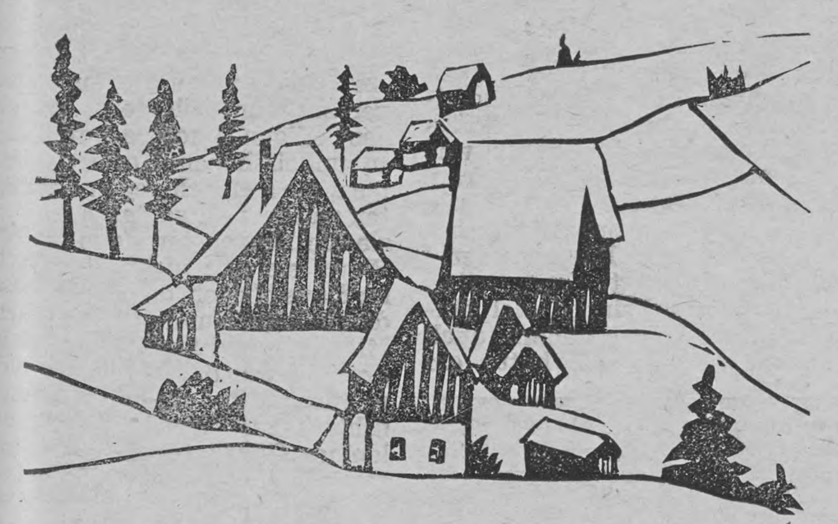
O wundervoller Sang und Klang,
voll Sehnsucht und Verlangen!
Nun schlägt das Herz schon freudig-bang
und möcht' in schönem Ueberschwang
auf in die Wolken langen!

O Mensch in deinem Leid und Weh,
tu von dir deine Sünden,
und mit der Kirche heute fleh
inbrünstig: Veni, Domine!
dann wirst dein Heil du finden!

Willi Lindner.

Der seltsame Nikolausabend

Von L. H.



In einem Jahr am Vorabend des Sankt Nikolaustages schlug ein scharfer Nordost dichtfallenden feinkörnigen Schnee gegen die Fenster und pfiff und fegte um das Haus, als wolle er das Dach abheben. Mein Grossvater hatte nach dem Rosenkranz den Ofen gut versorgt, dann sagte er: "Es ist doch ein wahres Unwetter heute, man könnte keinen bösen Hund hineinjagen. Ich bedaure nur alle armen Leute, die dabei über Land müssen oder kein gut Obdach haben."

Meine Grossmutter hatte eine Weile still sinnend gesessen und ihre Hände mit dem Strickzeug auf den Schoss sinken lassen.

"Ja, du hast recht, Vater," meinte sie nun, "es wird einem in der warmen Stube kalt, wenn man dran denkt, wie manche doch noch unterwegs sind heute abend. Der Herrgott gebe, dass sie alle gut heimfinden bei dem Schneesturm. Ich habe vorhin nochmal an die harten Winter gedacht, die wir zwischen 1815 und 1820 hatten. Es waren doch die kältesten, die wir erlebt haben. Du erinnerst dich auch noch, Vater, einer war immer noch ärger als der andere. Der schlimmste war der von Anno 18 auf 19. So viel Schnee und Eis wie damals habe ich seither noch nicht wieder gesehen. Mit Allerheiligen fing es an und wusste kein Ende zu finden bis Lichtmess. Den ganzen November durch fror es in die nackte Erde. Ich weiss noch gut, dass die Leute damals sagten: Im nächsten Jahre haben wir kein Brotkorn, die Saat erfriert bei dieser Kälte ohne Schneedecke. Anfang Dezember wurde es für einige Tage milder, und dann auf Sankt Barbaratag, es wird heute wieder jährig, schneite es von morgens bis abends, so dass man nicht Weg noch Steg mehr sehen konnte. Gott, wenn ich noch daran denke, wie wir Kinder damals in Sorge waren. Wir hatten schon ein paar Tage vorher beim Vater um Heu und Hafer angehalten für den Esel des heiligen Nikolaus, der ja nun bald kommen sollte, und unsere Schuhe standen jeden Abend blank geputzt da. Die hatte der heilige Mann jedes Jahr bis obenan mit Aepfeln und Nüssen gefüllt, dazu noch für jedes von uns Kindern einen grossen Weckmann auf den Tisch gelegt und auch schon noch ein Paar Strümpfe, eine Mütze, eine Schürze oder ein warmes Halstuch. Wie sollte er aber dieses Mal durch den Schnee hindurch und unser Dorf finden können? Wir fragten unsern Vater, was er dazu meine, und der sagte, ein so eingeschneites Dorf zu zu vergessen, könne dem Besten passieren. Unsere Mutter meinte aber, mit dem heiligen Nikolaus wär das doch anders. Der finde den Weg vom Himmel auf die Erde und wieder zurück, da werde er auch schon unser Dorf finden. Wir sollten aber, statt ständig am Fenster zu stehen und aufs Wetter zu achten, lieber fleissig beten und uns einmal ernstlich vornehmen, braver zu werden als bisher. Ich, die Aelteste von unsern Sechs, war damals im fünfzehnten Jahr, aber in allem noch ein richtiges Kind, gab der Mutter recht und bekam damit endlich auch die Oberhand bei den andern. Tags darauf wurde es besonders früh dunkel, es schneite wieder, und dazu wurde es auch noch stürmisch, ganz so wie heute. Uns Kindern sank nun doch die Hoffnung immer tiefer. Am Ende hatte der Vater doch noch recht, dass der heilige Nikolaus uns nicht finden würde. Hin und wieder hörte es sich an, als tappe einer vor dem Hause herum, rüttle an der Haustür oder klopfe ans Fenster. Dann schreckten wir Kinder zusammen, aber es war jedesmal nur der Sturm, der um das Haus polterte und dafür sorgte, dass die Scheiben klirrten.

Wir sassen so eng zusammen um den Ofen wie auch wir jetzt hier und hatten auch gerade den Rosenkranz gebetet und noch ein besonderes Gebet für alle Reisenden zu Wasser und zu Land hinzugefügt wegen des Unwetters. Da hörte es sich mit einem Mal wieder so an, als tappe einer vor dem Hause, und richtig wurde nun die Haustür aufgestossen, es trampelte einer den Schnee von den Schuhen, und eine rauhe Stimme rief ins Haus hinein: "Wo sind die Leute?" Mir schlug das Herz bis in den Hals, und ich wär vor

Schrecken fast vom Stuhl gefallen: Jetzt kam sicher der heilige Mann herein. Unser Vater hatte die Ofentüre aufgerissen, dadurch wurde es etwas hell in der Stube. Zu gleicher Zeit wurde aber auch die Stubentür aufgestossen, und ein baumlanger Mann, noch dicht beschneit, kam herein. Der sah aber nicht aus wie ein heiliger Bischof, im Gegenteil. Er hatte einen breitkrempigen spitzen Hut auf, Gamaschen an den Beinen wie ein Jäger und einen derben Knüppel in der Hand.

"Woher komt Ihr denn in so 'nem furchtbaren Wetter, Mann?" entfuhr es meinem Vater. "Das kann Euch egal sein, wo ich herkomme," versetzte der Kerl barsch, "es kann nicht jeder hinter dem Ofen sitzen und den Rosenkranz streichen wie Ihr. Ihr seid mir ein netter Wirt, macht Licht und gebt 'nen Schnaps her!" Unser Vater, dem sonst keiner frech zu kommen brauchte, hielt es hier für besser, nicht zu antworten. Er machte vielmehr eilfertig Licht, holte eine Flasche vom Regal und reichte ein grosses Glas Branntwein dem Kerl hin. Der hatte sich unterdessen gesetzt und seinen Hut, von dem der Schnee herabschmolz, auf den Tisch geworfen. Er leerte das Glas, schüttete es sich selber wieder voll und sagte in dem Tone wie vorher: "Lasst die Flasche hier, Wirt, und bringt noch zwei Gläser, es kommen noch zwei Mann." Vater und Mutter wechselten schnell einen Blick, aber der Mensch hatte es doch gesehen, denn er sagte mit einem harten, eklichen Lachen: "Haha, heute wäre es Euch sicher lieber ohne Gäste gewesen, seid wohl noch nicht fertig mit Eurer Andacht!"

Unser Vater kam nicht zu einer Antwort, denn es tappte und trampelte wieder vor der Haustür. Der Kerl am Tisch sprang auf, riss die Stubentür auf und rief: "Nur hier herein!" Im nächsten Augenblicke waren zwei weitere Männer in der Stube, schüttelten den letzten Schnee ab und riefen fast gleichzeitig aus: "Ha, hier ist es besser als draussen! Du hast ja schon gut vorgesorgt, Hannes!" Damit traten sie an den Tisch und schütteten den scharfen Schnaps, den der Vater ihnen hinreichte, herunter wie Wasser.

"Donnerwetter, das tut gut," sagte der eine, ein ebenso grosser Kerl wie der zuerst gekommene, er hatte auffallend dichtes schwarzes Kopfhaar und einen ebensolchen Vollbart. "Zu dem Schnaps gehört aber was Ordentliches zum Essen. Frau, holt Brot, Butter und Fleisch, und von jedem ordentlich was, ich hab einen Bärenhunger!" "Ich auch!" sagte der Dritte. Der war anscheinend viel jünger als die beiden andern, auch kleiner von Gestalt, hatte ein



Weihnachten kommt

frisches rotes Gesicht und einen kleinen dunklen Schnurrbart unter der Nase. Er sah gar nicht so unheimlich aus wie die zwei andern. Während unsere Mutter das Gewünschte herbeiholte, sassen die Männer schweigend, bis der zuerst gekommene wieder mit seinem wüsten Lachen sagte: "Was denkt ihr dazu, als ich vorhin durchs Fenster sah, ehe ich ins Haus ging, nosterten die hier drinnen den Rosenkranz. Man lacht doch heute, wenn man daran denkt, dass man sowas früher auch mal mitgetan hat!" "Na, das ist bei dir und mir aber schon ziemlich lange her," lachte der Schwarze. "He, Wirt, du hast wohl gebetet, dass dir nicht eines Tages der schwarze Jakob zu nah kommt. Nein, Ziskoven, du hörst, Wirt, dass ich dich besser kenn wie du mich, vor dem schwarzen Jakob brauchst du nicht bange zu sein, der hat noch nie einem was genommen, der nicht viel zu viel hatte, und das hast du ja nicht mit deinen sechs Tröppen da." Damit winkte er mit dem Kopf zu uns Kindern herüber. Wir hatten, seit die Männer da waren, uns nicht gerührt, höchstens, dass wir noch immer enger zusammenrückten. Anstatt des heiligen Nikolaus waren diese unheimlichen Kerle gekommen, die so frech gegen den Vater waren und so taten, als ob sie die Herren im Haus wären. Wenn sie nur nicht die Nacht im Haus blieben, denn dann kam der heilige Mann gewiss nicht. Mit einemmal fing unsere Margret, die war damals sieben Jahre alt, an zu weinen und zu schluchzen. "Was hast du denn, kleines Gör?" fragte der jüngste von den dreien. Er stand auf und kam auf uns zu. Da nahm ich allen Mut zusammen und sagte: "Die weint, weil wir bange sind, der heilige Nikolaus kommt nicht zu uns!" "Ah, deshalb habt ihr auch vorhin gebetet und habt ihr eure Schuhe so blank in Reih und Glied stehen. Ja, so haben wir's früher zu Hause auch gemacht, wir waren dort auch zu sechs."

Das sagte der junge Mensch ganz ernst. Bei dem kam unsere Mutter mit einem grossen Teller voll geschnittenen Brotes, einem Kluten Butter und einer Schüssel voll Wurst- und Schinkenscheiben. Die drei langten zu, das war nicht schlecht, und es dauerte nicht lange, da waren die Schüsseln leer. Der Schwarze trank nochmal sein Glas aus, dann griff er in die Tasche und warf ein paar Geldstücke auf den Tisch.

"So," sagte er, "nun sind wir so weit. Hier, Wirt, ist Geld, es wird reichen für den Verzehr, und du musst noch einen Weg für uns machen, der ist mitbezahlt. Wir müssen heute noch ins Märgenholz, Ziskoven. Du musst mit uns hingehen, wir könnten bei dem Wetter die Richtung verfehlen. Hol eine

Laterne, wir müssen fort."

Unserer Mutter stand das Entsetzen im Gesicht geschrieben. Der Schwarze hatte das wohl bemerkt, denn er sagte: "Frau, Ihr braucht nicht bange zu sein, in einer knappen Stunde ist er wieder zurück, denn so, wie wir den Bursch sehen, kann er gehen."

Als der Vater und die Kerle fort waren, wartete die Mutter ängstlich, bis man draussen nichts mehr hörte als das Rumoren des Sturmes, der immer noch anhielt. Dann sagte sie: "Gott im Himmel, Kinder, was waren das für Kerle! Das war wahrhaftig der schwarze Jakob selber, der jetzt hier im Haus war. Wir wollen beten, Kinder, dass der Vater uns gut und heil zurückkommt." Eines von uns Kindern meinte: "Mutter, wenn ihnen unterwegs St. Nikolaus begegnet, dann wird der dem Vater doch helfen, wenn die Männer ihm was antun wollen." "Ja, Kinder, wir wollen den heiligen Nikolaus bitten, dass er den Vater beschützt," sagte unsere Mutter, und wir beteten so andächtig wie wohl nie in unserem Leben. Nach einer guten Stunde kam unser Vater richtig zurück. "Gott sei Lob und Dank!" sagte die Mutter. "Ist euch der heilige Nikolaus begegnet, und hat er dir geholfen?" fragte eines von uns. "Gesehen habe ich den Heiligen nicht," sagte unser Vater ernst, "aber er hat mir wohl geholfen, dass ich so richtig den Weg fand und so bald wieder hier war. Nun kommt er auch sicher die Nacht hierher und bringt euch was. Wo ich durch den Schnee durchgekommen bin, kommt er sicher auch durch." Und richtig, am andern Morgen war der heilige Mann dagewesen. Ich weiss noch, mir hatte er eine warme Mütze gebracht, die habe ich noch getragen ,als ich schon zwanzig war.

Ob wir nochmal was von den Kerlen gehört haben? Ja, der schwarze Jakob war damals richtig unter den Dreien. Er soll aber bis zu zwanzig Mann in seiner Bande gehabt haben, alles zusammengelaufenes Gesindel von den Kriegen in der Napoleonszeit her. Du weisst ja auch noch, Vater, dass es damals noch jahrelang gedauert hat, bis man sicher auf Weg und Strasse war. Den schwarzen Jakob und seine Bande haben sie endlich auch gepackt, und man hat ihnen den Prozess gemacht. Es sollen sogar ein paar von ihnen geköpft worden sein. Ein paar Jahre später kam mal einer abends und wollte bei uns zu Hause übernachten. Ich war damals schon ein herangewachsenes Mädchen und glaubte den Mann früher schon mal gesehen zu haben. Der sass denn auch den Abend noch lange bei dem Vater, als wir andern schon in den Betten waren. Andern Tages, als der Mann fort war, erzählte uns der Vater: "Nun will ich euch sagen, wer diese Nacht hier geschlafen hat. Der war einer von den Dreien, die am Nikolausabend 18 bei uns im Haus waren, wisst ihr noch, mit denen ich in dem furchtbaren Wetter damals bis ans Märgenholz musste. Er hat mir gesagt, er wäre mehr durch Zufall zwischen die Bande geraten und des Lebens bei dieser bald leid und überdrüssig gewesen. Als er dann mit dem schwarzen Jakob und einem andern Kumpan am Nikolausabend bei uns im Hause gewesen sei, wäre die Erinnerung an die eigene Kindheit und der Gedanke an seine ehrlichen, echt christlichen Eltern und Geschwister so stark in ihm geworden, dass er sich fest vorgenommen habe, sobald als möglich sich von der Bande fortzumachen. Das habe er auch getan und sich seither ehrlich durchgeschlagen. Nun wolle er nach Amerika, um dort ein neues Leben anzufangen. Bevor er für immer fortgehe, habe er aber nochmal in das Haus gehen wollen, in der er dank des Herrgotts Fügung den Mut gefasst habe, ein anderer Mensch zu werden."

Unser Vater hat nie mehr etwas von dem Menschen gehört, wer weiss,, wie es ihm ergangen ist. Heute ist er bestimmt lange tot, wo ich schon in die achtzig gehe. Dann gebe der Herrgott ihm die ewige Ruhe und all denen, von denen ich hier erzählt habe."

Die Grossmutter schwieg einen Augenblick, dann sagte sie: "Nun wollen wir aber Licht machen. Es wird Zeit, dass wir nochmal in den Stall sehen und fürs Abendessen sorgen. Und du," sagte sie zu mir, "stell einen Teller auf, dass Sankt Nikolaus dir was drauf bringt."

ADVENT

Nun ist es Winter worden.
Der Schneewind treibt mit Macht
Ums Haus die hohen Wehen,
Und lange währt die Nacht.
Doch in den dunklen Nächten
Ein heller Schein erwacht.
Der Stern ist auf dem Wege—
Das Kripplein sei gemacht.
Es wintert sehr, 's ist kalte,
's ist böse, harte Zeit.
Der Menschen Wege liegen
Verwehet und verschneit.
Und Eis fror auf der Schwelle—
O Menschen, seid bereit,
Das Christkind kommt des Weges
In dieser heil'gen Zeit!
Facht Feuer in den Stuben,
Mit Lichtlein schmückt das Reis
Und feget von der Schwelle
Des Herzens Frost und Eis!
Und bauet Stall und Krippe
In euer Herz hinein—
Es will die ew'ge Liebe
In euch geboren sein!

Maria Nöllecke.

ADVENTSEVANGELIUM

Lukas 3, 1—6. In jener Zeit im fünfzehnten Jahre der Regierung des Kaisers Tiberius, als Pontius Pilatus Landpfleger von Judäa, Herodes Vierfürst von Galiläa, sein Bruder Philippus Vierfürst von Ituräa und der Landschaft Trachonitis und Lysanias Vierfürst von Abilene war, unter den Hohenpriestern Annas und Kaiphas, da erging das Wort des Herrn an Johannes, den Sohn des Zacharias, in der Wüste. Er wanderte durch die ganze Gegend am Jordan und predigte die Busstaufe zur Vergebung der Sünden, wie geschrieben steht im Buche der Reden des Propheten Jsaias (40, 3—5): Stimme eines Rufers in der Wüste: Bereitet den Weg des Herrn, machet gerade seine Pfade. Jedes Tal soll ausgefüllt und jeder Berg und Hügel abgetragen werden! Was krumm ist, soll gerade, was uneben, soll ebener Weg werden! Und alles Fleisch (alle Menschen) wird schauen Gottes Heil.

Das kommende Heil

Es durchläuft uns warm und wohl, wenn wir am Schlusse des Evangeliums dieses Sonntags das Wort hören: "Alles Fleisch wird das Heil Gottes schauen." Sieh mal, wie schnell doch die paar Adventswochen hingingen, — und nun steht das Heil schon vor der Türe! Es ist, als werde der Osten schon merkbar hell von der im Kommen begriffenen Sonne der Gerechtigkeit. Sie wird nun nicht lange mehr unterm Horizonte bleiben.

Wie wohl sind wir doch daran, dass für uns der Advent nur Erinnerung ist! Für uns ist er ein heiliges Spiel (lies aber nicht Spielerei), ein Spiel, das uns den Ernst der heiligen Zeit zum Bewusstsein bringen soll, ein Spiel, das um so lieblicher ist, als wir die Sicherheit haben, dass der Ernst sich ganz gewiss in Freude verwandeln wird. Für jene andern aber, ich meine jetzt die Menschen des grossen, langen, bitteren, ersten Advent vor der Ankunft Christi, für jene andern war er kein Spiel, für sie war er die Zeit einer ungeheuren seelischen Not, einer Not, von der wir uns deshalb keine Vorstellung machen können, weil wir sie nicht geschmeckt haben. Wir reden und singen von ihr wie der Blinde von der Farbe.

Was war das für eine Not? Kurz gesagt: Sie warteten auf das Heil, wussten sich ohne es verloren und — wussten doch nicht, ob es kam. Würde die Menschheit unheilbar krank bleiben und schliesslich dem ewigen Tode verfallen, oder würde ihr ein Retter kommen?

Eins war gewiss, dass die Menschheit das Heil aus sich selber nicht gewinnen konnte. Sie hatte ja seit Jahrtausenden alle möglichen Anstrengungen dazu gemacht, und wahrlich, sie hatte sich das nicht leicht werden lassen, weil sie wusste, dass das Ziel aller, auch der äussersten Mühen, wert war. Aber siehe da: Keine Kraft der Menschen, die sich dabei nicht als Ohnmacht, keine Weisheit, die sich nicht als Torheit erwiesen hätte. Eine Weile hielt die Täuschung vor, um dann wieder um so sicherer in sich zusammenzusinken. Wieder nichts! Alles noch auf dem alten Fleck! Die Menschheit unerlöst wie zuvor!

Aber sieh da, es kam dann wieder ein anderer, der einen andern Gedanken hatte, wie die Menschheit zu ihrer Beglückung und Erlösung kommen könnte. Ein neuer Trugstern ging auf, und die Menschheit lief mit Inbrunst hinter ihm drein, bis auch er genau so hilflos erlosch wie all die andern vor ihm. Wer auch nur die Namen all der Religionsstifter und all der Weltweisen, die in den Jahrtausenden des ersten Advent wie eine andere Art von Adventsprediger auftraten und den Menschen sagten: "Daher geht der Weg zu eurer Erlösung", wer nur die Namen aufzählen wollte, bekäme schon ein kleines Buch zusammen.

Aber nun war, wie gesagt, auch das Letzte durchprobiert. Es war nichts mehr übrig, womit man es noch einmal hätte versuchen können. Es war ganz klar, wenn nicht das Heil von aussen kam, dann war nichts zu retten, aller Aufwand an Kraft war schmählich vertan, und es blieb nichts mehr übrig als die allgemeine Verzweiflung. Und diese Verzweiflung musste um so grösser sein, auf je grössere Taten staatenbildender, künstlerischer und kultureller Art die Menschheit zurückblicken konnte. Wahrlich, sie hatte Dinge vollbracht, wovor selbst wir Menschen von heute noch staunend stehn. Und diese Dinge zeugten ja gerade von einer Seelengrösse der Menschen, deren Untergang in Hoffnungslosigkeit vor sich zu sehen eben darum von ganz unbeschreiblicher Bitterkeit sein musste. Alles, alles hatten sie gekonnt und erreicht, nur eben dieses eine nicht, das doch das Nötigste und Unentbehrlichste war. Was denn? Die heile Seele. Was half alles andere, wenn man das nicht hatte? Je mehr man von dem andern aufeinanderhäufen konnte, um so mehr entbehrte man dieses eine. Der Hunger der Seele nach Heil und Erlösung, nach Versöhnung mit dem ewig Guten, wuchs um so mehr, je weniger man sah, wie er denn zu stillen wäre, und war schliesslich zu einer Höhe angewachsen, die nicht mehr zu überbieten war.

Und nun, in eben dem Augenblicke, wie die letzte, endgültige Verzweiflung die Menschheit anpacken wollte, in eben dem Augenblicke erscholl der Ruf: "Alles Fleisch wird das Heil Gottes schauen." In eben der Stunde, da der heidnische Weltweise Seneka bekannt hatte: "Es ist unmöglich, dass wir uns selber retten, Gott selbst muss dem nach Erlösung ringenden Menschen gleichsam die Hand reichen und ihn zu sich emporziehen", in eben dieser Stunde war diese Hand schon da. Haben wir nun eine kleine Vorstellung davon, wie die Botschaft die Menschheit förmlich durchreissen musste? Wird uns an der Grösse ihrer Not die Grösse ihres Jubels verständlich?

Das Heil, es ist also da. Und es ist gewiss das Heil, denn es kommt diesmal nicht von Menschen, sondern von Gott, kann also nicht trügen. Und es ist für alle da, es ist niemand von ihm ausgeschlossen,, denn es heisst schlicht und einfach "alles Fleisch wird das Heil Gottes schauen." Was bleibt da noch zu wünschen? Was Gott tut, tut er ganz.

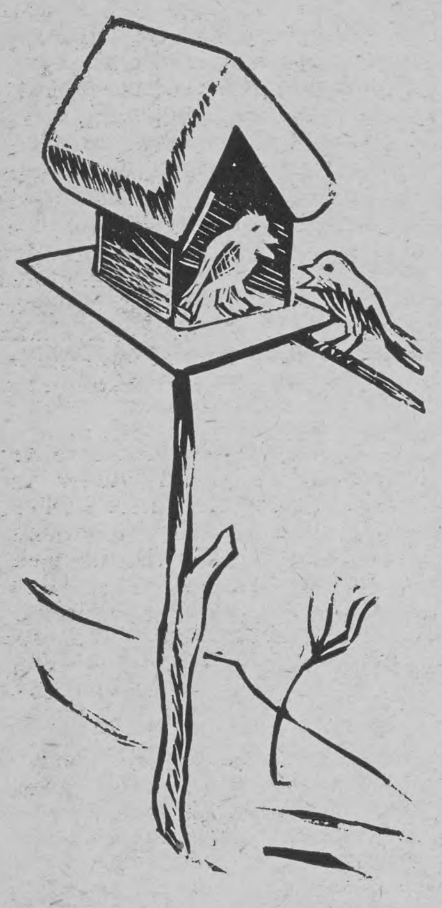
Jawohl, was Gott tut, das tut er ganz. Aber der Mensch? Ich will nicht einmal von den Leuten reden, die heute im Evangelium gross aufgezählt werden, wie Tiberius, Pilatus, Herodes und die andern, und die ein Beispiel dafür sind, dass man das Heil verschmähen und seine eigene Seele betrügen kann. Sie glaubten es eben trotz allem nicht nötig zu haben, sich um das Heil zu kümmern. Sie werden vor dem Gerichte der Ewigkeit haben bekennen müssen, dass sie das Heil zwar geschaut (d. h. dass es ihnen angeboten wurde), aber nicht gewollt haben. Es gab und gibt aber andere, die das Heil wohl nicht verschmähen möchten, die aber anderseits möglichst billig dazu kommen möchten. Sie sind verdriesslich wie jener Kämmerer, dem es zu viel war, sich im Jordan zu waschen, um seinen Aussatz loszuwerden. Das Heil? Jawohl, schon recht. Aber wenn sie dann hören von Talausfüllen, Bergabtragen, Geradmachen, und was alles erst nötig ist, um den Weg freizumachen für das Heil, dass es kommen kann, dann ist die Freude auf einmal nicht mehr so gross, und geht man doch an die Arbeit, dann doch nur zögernd und lahm und nicht ohne schiefe Blicke hinter sich in eine Zeit, da man's noch bequemer hatte.

Es ist aber eine alte Regel: Wie man eine Arbeit anschaut, so schaut sie einem wieder an. Sieht man sie scheel an, sieht sie scheel zurück, sieht man sie froh an, gibt sie auch ein fröhliches Gesicht zum Danke. Das gilt auch für die seelische Arbeit. Und darum: Auf einen verdriesslichen, nur halb getanen Advent folgt auch nur eine verdriessliche, halbe Weihnacht. Was für eine von beiden ist die unsre? "Bereitet den Weg des Herrn!" Das Heil schauen ist schon viel, aber erst das Heil gewinnen ist alles.

Johannes Hatzfeld.

Die Sprache des Kreuzes

Der protestantische Theologe Adolf Keller erzählt einmal folgende kleine Geschichte. Er traf einst im fremden Lande einen alten, in Lumpen und Felle gehüllten Schafhirten. Die Kürbisflasche, die er am Gürtel hängen hatte, glich denen, die man den Pilgern am Jordan verkauft. Keller fasste danach, um sie näher zu betrachten, und der Schäfer zeigte nun sichtlich freudig erregt erst auf die Flasche und dann mit einer Handbewegung nach dem Osten. Vielleicht hatte er selbst einmal einer Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande teilgenommen und wollte das zum Ausdruck bringen. Jedenfalls schien er ein gläubiger Christ zu sein, aber keiner sprach des anderen Sprache, und doch hätte Keller, wie er sagt, gern tiefer in das Herz dieses einfachen Mannes geschaut und eine Gemeinschaft mit ihm entdeckt. Mit diesem Wunsch im Herzen schaute er den Schäfer an, und nun lesen wir: "Plötzlich schlage ich, der Protestant, das Kreuz und weise mit dem Finger nach oben. Der Schäfer zeichnet sofort auch des Heilands Kreuz auf Stirn und Brust. Das ist genug. Am Kreuze haben wir uns verstanden." — Zwei Menschen, die einer des anderen Sprache nicht verstanden, der eine ein gelehrter Professor, der andere ein in Lumpen und Felle gehüllter "ungebildeter" Schäfer, vielleicht ein Analphabet — —, und die Sprache des Kreuzes schlug die Brücke von Mensch zu Mensch, von Konfession zu Konfession. Christi Kreuz ward für Adolf Keller der Eingang zum Heiligtum der "Una Sancta", stellte die Gemeinschaft mit dem alten Schäfer her, die er seinen eigenen Worten nach ersehnte. Wer von gleicher Sehnsucht erfüllt ist, beherzige die Worte, die wir an anderer Stelle einmal lasen: "In einer alten deutschen Kirche ist ein Kreuz aufgerichtet, und das Bild des Gekreuzigten schaut in die Tiefe des Kirchenraums. Unter den beiden Armen des am Kreuz Hängenden sind die beiden Türen zum Altar. Wer zu ihm hinaufsteigen will, muss unter den Armen des Gekreuzigten hindurchgehen. Jesu Kreuz — der Eingang zum Heiligtum." Zum Heiligtum der "Una Sancta!" Zur Mutter Kirche!



Denn verschlossen war das Tor

Adventserzlg. von Ludwig Schuster.

Im Sommer kommen viele Beter, Besucher und Besichtiger in das Bergtal nach Erlenfels, zum bekannten Wallfahrtskirchlein am Fusse des Gruntensteins, und zumal am 15. August, dem grossen Frauentag, wird der enge Ort zwischen Hochwald und Gewänd schier zu klein, um all die Leute aus nah und fern zu fassen. Desto stiller und einsamer ist es um die Gnadenkapelle im Winter. Da stören nur wenige Fusstapfen die rings gebreitete Schneedecke, und der kleine Kapellenbau mit seiner ringsumlaufenden Aussengalerie, in der unzählige Votivbilder die Wände und sogar das Obergebälk bedecken, liegt in der weissen Ruhe der verschneiten Bergwelt da, inmitten der Erlen und Felsen, die dem lieblichen Ort seinen Namen gaben.

Nur einmal in der Woche, während der Adventszeit, pilgern aus den weiter unten liegenden Dörfern Leute hinauf, um dem Rorate anzuwohnen. Es sind nicht allzu viele, die sich dieser Pilgerschaft in die Einsamkeit unterziehen, denn der Weg ist weit und beschwerlich, und zudem ist es nicht jedermanns Sache, zu dieser Jahreszeit an einem Gottesdienst teilzunehmen, der im Freien gehalten wird.

Diese Rorateämter zu Maria Erlenfels werden nämlich nicht im Innern der Kapelle gefeiert. Es ist eine alte Gepflogenheit, dass hierzu heraussen, zwischen den Erlenstämmen, vor einem Felsblock, der Altar aufgerichtet wird. Ein kaltes Beginnen, aber schön. Jeder noch, der einmal daran teilnahm, empfand die besondere adventliche Stimmung. die von einem solchen Rorate unter dem freien Himmel der winterlichen Natur ausgeht. Unwillkürlich blickt man auf bei den Worten, "rorate coeli", und sieht dann, den Blick nach oben gewandt, wirklich den Himmel über sich, der da tauen soll. Kommt dann gar gegen den Segen zu die Sonne aus dem frühverhangenen Nebelgrau hoch, so ist ihr Strahl wie das Unterpfand der Verheissung, um deren Erfüllung da gebetet und gefeiert und geopfert wurde. Man wirft vielleicht auch einen Blick auf die verschlossene Kapellentür, wenn der Adventgesang zu der Stelle kommt: "denn verschlossen war das Tor," und fühlt dabei ergriffen das Sinnbild, das mit diesen Rorateämtern im Freien gegeben ist. So war einst der Himmel und die Möglichkeit zur Seligkeit verschlossen, wie jetzt hier das Gnadenkirchlein, dessen Wärme und Goldpracht niemandem zugänglich ist bis zum Heiligen Abend. Denn dann erst öffnet sich das Heiligtum wieder, und die Muttergottes, hoch auf dem engelumschwebten Altar, hält das göttliche Kind gleichsam neugeboren auf den Armen, lächelnde Frohbotschaft im allerseligsten Antlitz.

Vor hundert Jahren oder mehr ist es gewesen, da hatte die Muttergottes von Erlenfels ihr göttliches Kind eine ganze Adventzeit lang nicht auf den Armen. Es war ihr geraubt worden. Man kam erst darauf, dass etwas Gewaltsames geschehen war, als man das erste Rorate in der Kapelle feiern wollte. Damals wurden die Aemter noch im Innern des Kirchleins gehalten, und der Brauch, sie im Freien zu begehen, stammt ja erst von dieser Begebenheit.

Der Messner damals, als er aufsperren wollte, brachte den Schlüssel nicht ins Schloss. Soviel er sich auch mühte, und so leicht die Riegelfallen sich sonst bewegten, denn er ölte sie fleissig, heute wollte es nicht gelingen. Bei näherer Untersuchung fand er dann zu seiner peinlichen Ueberraschung, dass das Schloss durchweg verdorben war, und zwar durch eine von böser Absicht geleitete Hand. Nägel und Eisenbolzen waren ins Schlüsselloch eingetrieben, alles verkeilt und verrammt, der Teufel könnte ein Kirchentor nicht mit grösserem Fleiss zubolzen.

Bei der Sakristeitür, zu der sich der Messner nun wandte, war's nicht anders. Auch da das Schloss unbrauchbar und nicht zu öffnen.

Der alte Anderlkoser, der Messner, voll von heiligem Zorn über dieses Bubenstück, ist im ersten Augenblick der Entdekkung bestürzt und ratlos, was nun geschehen soll, denn der Benefiziat von Eraswang unten ist schon unterwegs, in einer Viertelstunde wird er eintreffen, um das Rorate zu halten, das aber nun unter diesen Umständen unterbleiben muss.

Wirklich? Muss es wirklich unterbleiben? Der Anderlkofter fährt sich ein paarmal nachdenklich über die grauen Haare, und während er die dunklen Gestalten der Rorategänger schon durch den grauen Morgendunst auf den Steiglein herankommen sieht, kommt ihm ein rettender Einfall. Das wäre ja noch das Schönere, wenn durch diesen böswilligen Streich das Rorateamt ausfallen müsste wenn der Priester und die Leute umsonst gekommen wären!

Natürlich, es ist ja auch die Graulhammerin dabei, die mühsam am Krückstock geht, sich's aber doch nicht nehmen lässt, zu den Rorateämtern nach Maria Erlenfels zu kommen. "Weil sich's gar so gut betet in der Schmuckkammer unserer lieben Frau," sagt sie. So nennt sie den goldverbrämten Raum der Gnadenkapelle, und hat recht damit, ist es einem doch da drinnen, als stehe man im Vorzimmer der ewigen Seligkeit. Heute nun freilich gibt es da keinen Zutritt, ein Schurkenkerl hat den Eingang verrammelt, wenn nicht noch Schlimmeres, was sich erst aufweisen muss.

Der Messner Anderlkofler zerrt die Leiter heraus unterm Kellerbogengewölbe, wo sie aufbewahrt wird, lehnt sie neben dem Sakristeifenster an die Mauer, steigt hinauf und schlägt kurzentschlossen die Fensterscheibe ein. So gelangt er ins Innere, aber sogleich aufs neue ergrimmt feststellend, dass die Tür von der Sakristei zur Kapelle nicht zu öffnen ist; auch da das Schloss zugepfropft und der Schlüssel nicht hineinzubringen.

Inzwischen ist der Herr Benefiziat eingetroffen, erfährt das Vorgefallene und die daraus folgenden Hindernisse, und nach kurzem Ueberlegen und einiger Besprechung mit dem Messner entschliesst er sich, dennoch das Rorate zu feiern.

Draussen zwischen den Erlen und Felsblöcken ist nämlich ein Altar errichtet, an dem Sommers zelebriert wird, wenn das kleine Heiligtum die Menge der Wallfahrer nicht fassen kann. Was also im Sommer recht ist, muss auch im Winter billig sein, besonders bei solcher Notlage.

"Und wenn es uns friert dabei," sagt er zu den Umstehenden, die zum Gottesdienst gekommen sind und schon befürchteten, den weiten Weg heute umsonst gemacht zu haben, "so wollen wir's dem Herrgott aufopfern und ihm als Busse darbringen, denn Adventszeit ist ja Busszeit, und indem wir das Frieren gern auf uns nehmen, gedenken wir zugleich unseres Herrgottes, der viel mehr auf sich genommen hat, als er zur Welt niedergekommen ist, um das Flehen zu erfüllen, an das wir die Erinnerung jetzt wieder feiern im Rorate."

Während er so zu den Leuten sprach, hatte der Messner am Altar im Freien Kerzen aufgesteckt und angezündet, und einige der Herbeigekommenen, gern dabei behilflich, alles andere noch Nötige auf dem etwas hinderlichen, aber durchaus nicht ungangbaren Weg durchs Sakristeifenster herausgebracht, Messbuch und liturgisches Gewand und die heiligen Gefässe. Die Kännchen mit Wasser und Wein, die gläsernen, denn die silbernen waren nimmer da, hielt der Moosbichler in der Hand, bis es so weit wäre, dass die Ministranten sie ihm abnehmen. Fest umschloss er sie mit allen Fingern, die ihm die dicken Fäustlinge warmgehalten hatten, nicht dass am Ende noch Wasser und Wein zu Eis würden. Denn es

---

Der Adventskranz

Nun windet unsre Sehnsucht einen Kranz
und zählt an Lichten Tage schon und Wochen
bis zu der Nacht, da eines Sternes Glanz
die Dunkelheit der Erde jäh durchbrochen.

Bald zünden wir die erste Kerze an —
Komm, komm, Emanuel!—fleht unser Singen;
und hoffnungsvoller sehn wir himmelan
und hören nahe schon die Glokken klingen —

O komm, o komm, du Himmelskind! —
Eilt dir entgegen unser heisses Beten —
O, komm zu uns, die wir nur Sünder sind,
und lass uns an die reiche Krippe treten.

Willy Bartock.



blies ein unfreundlicher Nordost. Nicht gerade sehr heftig, aber doch so, dass man ihn beissen spürte, und auch das violette Messgewand flatterte ein wenig im Wind.

Und doch war dieses Rorate wunderbar schön, viel schöner, als eines in der Kirche drinnen, obwohl das auch eine wunderbare Feier ist. Innerlich hat sicher keines gefroren dabei, wenn auch die Zehen ein bisschen pelzig geworden sind. Aber auf dem Heimweg kam man in der Bewegung bald wieder auf behagliche Temperatur, und dabei, eingedenk der soeben erlebten stillen Feier unter freiem Himmel in der vorweihnachtlichen Winternatur, wurde der Wunsch lebendig, jedes der vier Rorate von Erlenfels im Freien abzuhalten. Es war so innig gewesen, dieses Aufheben der heiligen Hostie unter dem schneeträchtigen Himmel, die ganze Opferhandlung auf diese Weise dem Adventsgedanken so nahegerückt.

"Es reut mich kein bissl nicht", sagte der Ringlschmied zum Reisner, neben dem er ging, "kein bissl nicht, dass es mich ins Nasenspitzl gefroren hat und in die Ohrlapperln; die Hirten auf dem Feld damals sind ja auch unter keinem Dach gewesen und haben den Schneewind gespürt, wie sie 'tauet Himmel' gerufen haben . . ."

Der Benefiziat war dem Gedanken ebenfalls gleich gewonnen, das Rorateamt nach acht Tagen und auch die folgenden beiden noch wiederum im Freien abzuhalten, zumal in der Kapelle dieser Frevel geschehen war, der hoffentlich bald aufgeklärt und wieder gutgemacht wird. Vielleicht bis Weihnachten schon, und dann wäre es ein schönes Gleichnis, so lange die Kapelle nicht zu betreten, dem Lied gemäss, in dem es heisst: "Denn verschlossen war das Tor, bis der Heiland trat hervor."

Möge er bald hervortreten aus der Verborgenheit, in die ihn ruchlose Hand gebracht hat!

Es hatte sich nämlich erwiesen, als man mit vieler Mühe die ruinierten Schlösser wieder zurechtgebracht und geöffnet hatte, dass der Muttergottes auf dem Altar das Jesuskind weggenommen war. Arme und Hände der Himmlischen Mutter, mit denen sie sonst das göttliche Kind an sich geschmiegt hielt, standen mit gleichsam anklagender Gebärde leer in die Luft.

Offenbar war das Figürchen des Jesusknaben der Krone wegen geraubt worden, die es trug, denn die bestand aus gediegenem Gold, mit eingelassenen Edelsteinen, Topas, Aquamarin und Saphir, alles aus dem Orient hergebracht in der Zeit der Türkenkriege, da die Wallfahrt von Maria Erlenfals entstanden war.

Die Krone musste dem Haupt des Figürchens zu fest verschmiedet gewesen sein, als dass sie der Dieb einfach hätte herunterreissen können, und so wird er wahrscheinlich kurzerhand das ganze Jesuskind mitgenommen haben, um daheim in seiner unseligen Behausung — welch unerträglicher Gedanke— den Schmuck mit Gewalt herunterzuschlagen.

So war's auch, und durch ein Kind kam es auf.

Der Scherkenfranz ist an einem der letzten Adventtage nach Kreinbach gefahren und hat seine kleine Urschel mitgenommen, weil das Kind Schuhe und Kleidchen kriegen sollte und auch einmal die Freude haben, den Markt zu sehen. Auf dem Heimweg haben sie einen Zwischen gehabt, ein Rad ist gebrochen, und das hat einen langen Aufenthalt in Dürnhausen ergeben, mit Umfragen nach dem Wagner, der aber dann an diesem Abend doch nichts mehr machen konnte, denn der Schaden war zu gross und es hätte allzu lang gedauert. So stellte also der Scherkenfranz ein, nahm das Mädel auf den Arm, in die Rossdecke gewickelt, und machte sich zu Fuss auf den dritthalb Stund weiten Heimweg.

Die Urschel war schon allvorher recht müd gewesen und

Wie machst du das Kreuzzeichen?

Der Priester predigte einmal über das Kreuzzeichen. Und er erzählte, ein junges Mädchen sei einmal zu ihm gekommen mit der Bitte, katholisch werden zu dürfen. Der Priester habe es hierauf zum Konvertitenunterricht eingeladen. Stolz sagte das Mädchen: "Ich kann auch schon etwas Katholisches."

"Was denn?"

"Das Kreuzzeichen."

"Nun, so machen Sie es einmal!"

Der Priester zeigte nun eine ganz unbeschreibliche Handbewegung, wie das Mädchen sie damals gemacht hatte. Alle Zuhörer in der Kirche lächelten und kicherten.

Der Priester aber fuhr dann fort, die Unterredung mit dem Mädchen zu Ende zu erzählen:

"Aber, Fräulein, das ist alles andere als ein Kreuzzeichen. Wo haben Sie denn das gelernt?"

"Ich bin öfters in Ihrer Kirche gewesen und habe die Katholiken genau beobachtet, wie sie das Kreuzzeichen machen. Genau so mache ich es jetzt."

Und nun lachte und kicherte niemand mehr in der Kirche. —

Lasst uns das Kreuzzeichen immer machen mit grösster Sammlung und heiliger Ehrfurcht! "Im Kreuze ist Heil, im Kreuz Leben, im Kreuze Stärke des Gemütes, im Kreuze Eingiessung überirdischer Seligkeit, im Kreuze der Inbegriff aller Tugend, im Kreuze die Vollendung der Heiligkeit. Es gibt kein Heil für die Seele, noch eine Hoffnung des ewigen Lebens, ausser im Kreuze ("Nachfolge Christi" 2, 12).

schlief richtig ein im Tragen. Es war ja auch lang über die Zeit für das Kind und würde nahezu Mitternacht werden, bis sie heimkommen. Schon schlug es Halb, vom heimatlichen Turm herüber, als die erste Hütte von Graswang in kaum wahrzunehmenden Umrissen in der stockdunkeln Nacht auftauchte. Das abseitige Häusel des Ruchtensixt des 'Goldgräbers', wie er spottweise genannt wird. Der Beiname kommt daher, dass er schon öfter allen Ernstes behauptet hat, im Gruntenstein seien Goldadern, — obwohl von Urgrossvaters Zeiten her noch nie dergleichen gehört worden war, — und er sei schon einer Goldader auf der Spur und werde sie bald schürfen. Tatsächlich hat man ihn des öftern im Gewänd herumkrakeln sehen, über Erlenfels oben.

Da kommen sie nun also vorbei, der Scherkenfranz mit seiner kleinen Dirn auf dem Arm, vor dem alleinigen Häusel des 'Schatzgräbers'. In eben dem Augenblick hebt die Urschel das Köpfel, das bislang so schlummerruhig an der Schulter des Vaters gelegen hatte, reibt sich die Augen und guckt ein wenig heraus aus der Rossdecke, in der sie wie in einer Kapuze steckt. Und hebt das Fingerchen und deutet zur Hütte des Ruchtensixt hinüber und sagt freudig erstaunt: "Da ist das Christkindl schon drinnen!"

Wirklich, jetzt bemerkt der Vater auch einen ganz schmalen Lichtschein, wie zwischen Fensterläden hervorkommend, die nicht ganz dicht aufeinanderschliessen.

Dass der so spät auf ist?

Die kleine Urschel, sonst ein ruhig zufriedenes Kind, ohne je etwas heftig zu verlangen, begehrt nun ungestüm, sie möchte hin und hineinschauen, so dass ihr der Vater nachgibt und die paar Schritte hinübergeht, ganz nahe an den hellen Spalt, dass sie ihn vor der Nase hat und hineinschauen kann. Nichts Unrechtes wird ja der Ruchtensixt wohl nicht treiben . . .

Doch! Beinahe hätte der Scherkenfranz das Mädel fallen lassen, so erschrak er an dem, was er da zu sehen bekam:

Das Jesuskind von Erlenfals war in die Hobelbank eingeklemmt, und der Ruchtensixt war im Begriff, mit dem Stemmeisen die Krone herunterzustochern.

Lump, elender! Das also ist die Goldader vom Gruntenstein!

Beinahe hätte es der Scherkenfranz laut geschrien vor Wut und Erbitterung. Aber er beherrschte sich, des Kindes wegen, das von so schlimmen Dingen noch nichts wissen sollte. Auch wollte er noch einmal mit sich zu Rat gehen, ehe er die Entdeckung offenkundig machen würde, und alles noch einmal überschlafen.

Er konnte aber nicht schlafen. Das Wissen um den Raub, die zufällige Entlarvung des Räubers, erregte ihn zu sehr. Aber viele Gedanken und Erwägungen gingen ihm durch den Sinn. Da hatte er also einen Menschen an den Galgen zu liefern. Geschähe ihm recht! Aber, wenn er nun, der Scherkenfranz, künftighin vor dem Muttergottesbild knien würde, könnte er noch unbefangen beten? Sähe er nicht immerzu im Geist den armen Sünder am Galgen baumeln? Könnte er aus Herzensgrund noch beten: Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern?

Freilich, Gesetz und Recht und Frevel und Sühne, — alles in Ordnung. Aber, — hat er nicht vom Kreuz herab noch gesagt: Vater vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun . . .?"

Wusste denn der Ruchtensixt, was er da getan hatte? Weiss denn ein Mensch in Not immer, was er tut?

Und würde ihn nicht vielleicht das Verzeihen auf die rechte Bahn bringen, auf der doch besser in den Himmel zu gehen, ist als vom Galgen aus . . .

Anderteils, — mache ich mich nicht mitschuldig, wenn ich's verschweige?

Richtig! Wenn keine Schuld mehr besteht, kann es auch keine Mitschuld mehr geben . . .

Er muss es wieder gutmachen, muss bereuen, muss Busse tun— unser Herrgott wird auch mit der im Beichtstuhl zufrieden sein — das Beichtstuhlholz ist doch an einem andern Baum gewachsen als das Galgenholz . . .

Und Weihnachten ist vor der Tür. Bereitet den Weg des Herrn. Herrschaft, wenn dadurch auch in diesem verrannten Ruchtensixt der Weg des Herrn bereitet werden könnte . . .

Tags darauf, als der Ruchtensixt von der Kirche herauskommt — versteht sich, natürlich bleibt er der Kirche nicht fern, um ja keinen Verdacht sich ansetzen zu lassen — da gesellt sich der Scherkenfranz so beiläufig zu ihm. Sie reden vom Wetter und diesem und jenem, und als sie vor dem Scherkenhof angelangt sind, fragt der Franz, ob er nicht auf einen Sprung mit hereinkommen möcht'", sein Kirschwasser probieren. Selbstredend, das mag der Sixt gern.

Als sie dann beisammensitzen, allein in der Stube, am Tisch im Herrgottswinkel, und ein Stillschweigen entstanden ist in ihrer Rede, schaut der Franz mit einemmal den Sixt ganz durchdringend an, aber nicht bös und anklagend, sondern ganz ruhig. Aber doch durchdringend.

Der Sixt wird verlegen davon, und als der schwere Blick sich gar nimmer wegwenden will, fragt er betroffen, warum ihn der Franz so anschaut.

Der aber bleibt da mit seinen Augen, als wollt' er ihm durch alles hindurch bis ins Herz schauen, und sagt dann nur, gar nicht laut und ganz langsam:

"Tu's wieder hin, Sixt, richt' alles wieder so, wie es gewesen ist . . ."

Ganz verblüfft fragt der andere, was er denn damit meint, er weiss nicht, wo das hinaus will.

"Den Nachtschlüssel hast ja wahrscheinlich noch", bekommt er aber weiterhin zu hören, "mach alles wieder recht in Er-

lenfels oben und auch in dir drinnen . . ."

Erst hat es der Sixt noch mit Schwören und Beteuern und Ableugnen versucht, aber nicht lang, die Augen des Scherkenfranz, immer noch unausweichlich auf ihn gerichtet, machten ihn mit ihrem wissenden Blick bald stille.

Zaghaft griff er nach seinem Hut und ging mit schleppenden Schritten, wie ein alter Mann, aus der Stube . . .

Die Treidlerzilli, die seit dem Raub des Jesukindes täglich nach Maria Erlenfels hinauf ging, um dort für dessen Wiederbeibringung und Entdeckung des Diebes zu beten, brachte Tags darauf als Erste die freudige Nachricht ins Dorf, die Muttergottes halte nun wiederum das Kind im Arm wie sonst je, und auch die Krone hat es noch auf und fehlt auch nicht ein einziger Zacken oder Stein.

Das halbe Dorf lief hinauf, um sich zu überzeugen. Aber der Messner vor allem, und als er die Sakristei betrat, sah er auch die zwei seit damals vermissten silbernen Kännlein wieder auf der Schrankplatte stehen.

Und es war der Vorabend von Weihnachten.

Der Benefiziat verkündete, man wolle zum Dank für die glückliche Wiederbringung die Christmette heuer nicht in der Pfarrkirche zu Graswang unten feiern, sondern hier heroben in Erlenfels, und wenn auch die kleine Kapelle die Menge der Gläubigen nicht fassen könne, so sei doch draussen Platz genug, vor dem Tor, das weit geöffnet gehalten werden soll bei der heiligen Handlung, gleich dem Himmelstor, das nun auch wieder aufgetan ist am heutigen Tag durch die Herabkunft der ewigen Güte.

Der süsse Schall der kleinen Orgel und warmschimmerndes Licht drangen durchs weitgeöffnete Kapellentor hinaus in die waldstille winterliche Mitternacht.

Weit hinten, hinter den letzten noch, die ums helle Portal standen, lehnte der Ruchtensixt an einem Erlenstamm, und als die Wandlungsglocke erscholl, rannen ihm Tränen herab. Auch in ihm hatte sich ein Tor geöffnet, das verschlossen gewesen war . . .

Als es dann zu Ende war, näherte er sich schüchtern dem Scherkenfranz und suchte seine Hand, um sie ihm stumm zu drücken.

Der aber sagte nur: "Mach's mit dem Herrgott aus, ich weiss von nichts . . ."

Beide sind nun schon lange tot, und von dem Ursprung des schönen Brauches ist nahezu nichts mehr bekannt. Es ist schade, denn gerade das ist schön und erhebend, dass aus einem Frevel fromme, innige Gepflogenheit entstand, die heute immer noch, nach nunmehr schon so langer Zeit gehalten wird, und in ihrer religiösen Sinnigkeit das Herz berührt und weihnachtsbereit macht, der schöne Brauch von Maria Erlenfels:

Alle Jahre am ersten Adventtag wird der Muttergottes auf dem Altar das Jesuskind aus dem Arm genommen und bis zum heiligen Abend verborgen gehalten, wo es ihr dann, zu Beginn der Mette, wieder in die Arme gelegt wird. Auch schliesst man am ersten Adventtag das Kapellentor, und es bleibt die ganzen vier Wochen bis kurz vor Mettenbeginn versperrt. Die Rorateämter aber werden im Freien gehalten, um in Frost und Nebel das herabbittende Lied eindringlich erleben zu lassen, das mit dem Vers endet:

Denn verscholssen war das Tor
bis der Heiland trat hervor.

Frische Gräber

Frische Gräber weit und breit,
unbegraste Erdenwellen,
sieht man aus dem Friedhof
schwellen,
diese böse Siechtumszeit!

Kinder zart ins Grab gesenkt,
Eltern, die zu früh entschliefen:
Wunden in des Herzens Tiefen
reisst es, wenn man daran
denkt!

Ach, wie unbeständig ist,
unbehütbar doch das Leben,
das, o Herr, du uns gegeben
diese kurze Erdenfrist.

Höher, aufwärts hebt den Mut;
dieses trübe Todbedenken
soll nicht Sinn und Seel' euch
kränken:
aufwärts zu dem ew'gen Gut!

Ew'ger Gott und Hilfe mein,
der das All beseelt mit Leben,
der in Not will Beistand geben,
auf Dich bau' ich ganz allein.

Guido Gezelle.

Lieber Christ! Das Kind weiss nichts vom Wert der Zeit. Es lebt dem Augenblick und freut sich am Ticken der Uhr. Welch strahlendes Gesicht bekommen wir zu sehen, wenn der Vater dem kleinen Kinde seine Taschenuhr ans Ohr hält. Mir war es als kleiner Knabe die grösste Freude, wenn mein Vater mich eine Zeitlang in das Räderwerk seiner Taschenuhr blicken liess. Bedingung war, dass ich sorgsam den Atem anhielt, um nicht hineinzuhauchen. So ein Uhrwerk scheint recht ungeordnet zu sein. Und doch hat das kleinste Rädchen seinen wichtigen Zweck. Halten wir zuweilen den Atem an, um die Zusammenhänge unseres Lebens und unseres Gemeinschaftslebens zu betrachten. Dann werden wir da und dort Gottesfügung und -führung finden und dankbar anerkennen.

Gottes Hand ist ausgestreckt
Und du brauchst sie nur zu
fassen,
Dann wird dich der treue Gott
Ganz gewiss nicht sinken
lassen.



VOM Schusterseppel

LIEBE LESER UND LESERINNEN.

Die vergangene Täg hen mir arg viel exitemets in unsre Gemeinde g'hat. Erschtens wor ein chiecken supper gewest, uf was welles chiecken supper die Weibsleit wietieg miteinanner worde sein. Zweitens hen mir Bazaar g'hat, und soller Bazaar hot uf unsren Poter kein gudes Beispiel net g'mocht. Und am drietten Platz hen mir parish meeting geholle, was welle meeting unnerschiedliche von die Mannsleit so exited hot, desch mir zu kein End net komme sein. Uf kors, es hot sich uf soller meeting keiner net rumgeschloge, ober Ruh hot's auch net gebe.

Mit den chicken supper hen mir folgendes exitement g'hat. Die Weibsleit hen g'sogt: Chicken hen mir plenty. Von wege die rationing sein mir ober net mächtig coffee zu serve. Die Mannsleit hen gleich g'sogt, desch sich niemand net vonwege das Kaffee serve bodre soll, vonwege weil man plenty Bier kaufe kann. Ober do hen die Weibsleit die Männer vorgeholle, wie desch der Government kein permit fier Bier net gebe tut und wie desch auch kein gudes, christliches Weib solles permit erlaube kann.

Die Weibsleit sein nochher iebereinkomme, desch jede von ihne coffee und Zucker von daham mithole tut, was wellen coffee und Zucker sie zu ihren eigenen Mann und zu ihre eigene Kinner serve werd. Wie ober das chicken supper komme is, nochher hot's mit den coffee und mit den Zukker net schoffe wolle. Unnerschiedliche von die Weiber hen in der kitchen mit das Koche zu tun g'hat, anre sein mit das Serve busy g'west, und so hen die gornet gewiesst, wann desch sie zu ihre Mannsleit und zu ihre Kinner den coffee serve solle. Sie hen aus soller Ursach ihre mind gechanged und hen g'sogt, wie desch sie alle miteinanner ihren coffee in ein Topf koche werde und nochher zu die Leit serve.

Jetzten is die Geschicht ober so komme, desch anre Weibsleit, was net gekocht und geservt hen, um fienf, um sechs, um sieben und auch um acht Uhr komme sein. Nun hen die Weibsleit in der Kuchel keinen Rot net mehr gewiesst. Alle Minute is eine die Farmweiber h'neinkomme und hot Koffee gebrocht . "Mir kenne doch net den gonze Obend coffee koche. Mir brauche unsere Töpf für anre Sache, und net fier das Kaffeekoche".

So hen die Weibsleit in der Kuchel geschiempfet. Und die Weibsleit, was mit ihren Kaffee in die Kuchel komme sein, hen sich solles net söge und biete lasse. Wie dann noch die Kleikmeirin gonz exited in die Kuchel komme is und verzählt hot, wie desch in der holl ein poor Weibsleit hucke tue, was gor kein Kaffee net abgebe hobe, do isch unser chicken supper kein gudes supper net mehr g'west. Wir Mannsleit hen nix net tue kenne, die Weibsleit von das Schiempfe und Kreische zu stoppe. Näschtes Johr werd's anners werde, hen mir uns gedenkt, und sein hamgange.

Nochher is der Bazaar komme. Unser Poter tut net bei uns wohne. Er tut alle Sunntäg zu uns h'nauskomme, und vonwege weil mir ein Prieschterhaus in unsre Gemeinde hobe, aus soller Ursach tut der Poter auch allemol im Prieschterhaus ieber die Nacht verbleibe.

Wie mir den Poter zum Bazaar eingelode hobe, do isch er auch komme. Die trusties sein mit ihm in die holl h'neingange, um den Poter ufzuzeigen, was welle unnerschiedliche Soche mir zum Verreffle hen. Und do is der Poter uf einmol stehe bliebe und hot g'frogt:

"Wo hen ihr denn solle Uhr herg'nomme?"

"Solle do?" hot einer von die trusties geantwort, "well, die Zeite sein hart, mir miesse Geld moche für die Gemeinde, und vonwege weil mir net alles Geld spende wolle, aus soller Ursach hen mir die Uhr aus'm Prieschterhaus g'nomme."

"Und selles cushen do? Und selle spoons und forks und knifs? Und do hier, wosch isch denn dosch? Do hen ihr ja zwei von meine eigne Bilder, was ich von meine Muter uf die Christmas bekomme hob, und do is mein Gramaphon und meine records. Leit, desch werd's ihr alles zurieckschoffe ins Prieschterhaus. Solles hen ihr kein Recht net, ohne meine Erlaubnis zu verreffle."

"Poter", hot einer von die trusties do zurieckgeantwort, "mir hier sein die Eigentiemer von unser Prieschterhaus. Mir hen solles Haus gebaut und mir tun wertschofte wie mir desch am beschte verstehe und fier die Gemeinde fier gut holle."

Do hot der Poter ober zu die trusties g'sogt, wie desch sie keine Eigentiemer net sein, vonwege weil solle Farmer, was desch Pfarrhaus ufgestellt hen, solles Prieschterhaus uf den Bischof ieberschriebe hen, aus was welle Ursach der Bischof jetzen Eigentiemer sein tut. "Und ieber meine Sach tu ich Eigentiemer sein", hot er noch zugebe, und is hamgange.

Die anre Leit, was solles g'hert hen, hen dem Poter rechte gebe und hen den Antrog uffgestellt, alles, was dem Prieschterhaus zugehere tut, uf der Stell zum Prieschterhaus zuriecktroge. Und vonwege weil alle Leit so gevotet hen, aus soller Ursach is alles zurieckgebe worde. Zwei von die Mannsleit ober hen sich am selbige Obend von der Kerch abgeschriebe, vonwege weil sie net getrietet worde sein, wie man ein trustie triete soll. So hen sie gesogt. Bis heit sein sie noch net in der Kerch g'west, und ich tu soge, desch mir sie gornet in der Kerch breiche tue, wenn sie net ihre mind change tue und sich hinhucke und studiere, was unser katholischer Katechismus von die Gerechtigkeit sogt.

Ein poor Woche druff is parish meeting g'west. Die trusties hen mit dem Poter uf der stage von unsre holl g'huckt, und viele Leit sein zugege g'west. Einer von die trusties hot den financial report vorgelest. Wie desch fertig gewest is, do sein unnerschiedliche von die Mannsleit ufgestanne, und hen mit wietiege Stimme die Anfrog gestellt, wo solle cent hin sein, und aus was weller Ursach so viel Dollar fier solles und fier jenes gespent sein.

Liebe Leit. Ich hen schon viel gestudiert, aus was welle Ursach die Mannsleit uf der parish meeting allemol so wietieg sein. Wenn sie eine Frog stelle, dann tun sie so nervous und so laut schreie, desch der Poter und die trusties denke tue: "Der isch wietieg uf mich. Der will mich fixe." Anre Mannsleit komme zur parish meeting grod nur vonwege die opposition. Alles claime sie als falsch und wrong und net gut. Longe speaches tun sie holle ieber ihre Ansichte und ieber desch gude Wertschofte in der Gemeinde. Und wenn die Leit uf die financial report schaue—was welle financial report alle Leit mit sich in die meeting hole und uf was welle sie allemol schaue, wenn einer von die Mannsleit oder von die Weibsleit zu die meeting spreche tut, um abzutschecke, wieviel desch er gebe hot—jo, wenn mir uf solle reports schaue, dann sehe mir, desch die, was allemol die gresste Schreier sein, gornet zu fiess fier die Kerch spende tue.

Uf unsrer meeting hen mir auch unnerschiedliche speaches von der opposition g'hert. Der eine hot g'sogt, wie desch der Poter keine permission net g'hat hot, seine trusties zu erlaube, den stove in der Kerch zu move. Der anre hot wiesse wolle, warum der Stieringer Anton, was sein Vetter g'west is, net by acclamation gevot worde is, was eine Ungerechtigkeit sein tut. Nochher is einer ufgestanne, was zu Leit prove wollt, wie desch die Trusties net so viel Geld fier die Mission spende solle—uf was welle speach der Poter zurieckgeantwort hot, wie desch kein trustie Geld fier die missions spende tut, vonwege weil im Oktober eine special collection fier die missions sein tut, was welle collection in die missions h'nausg'schieckt werde muss, vonwege weil die Leit sie fier solle Sach, und fier nix anres net, gebe hobe.

Ober mit die opposition kann kein Poter net und keine trusties net diskutiere. Sogt der Poter: "Leit, mir brauche coal," dann soge sie "Mir breiche keine net. Mir tun wiesse, wieviel desch man coal fier den Winter breicht. Wenn der Poter keine net mehr hobe tut, nochher soll er lerne, wie desch man mit wenig coal auskomme kann."

Sogt der Poter "Leit, tut eich net bodre von wege mir. Ich breich net so viel coal," dann tun sie wieder mol ufspringe und schreie, wie desch es eine Schand sein tut fier katholische Leit, den Poter im kalten Haus hucke zu losse. Coal miesse mir hobe fier den Poter, und finish.

So geht es allemol mit die opposition. Ich will nix net mit ihne zu schoffe hobe. Ich muss ober soge, desch, wenn unnerschiedliche Leit so smart daham und uf der Farm wäre, wie sie es uf der parish meeting vorgebe, nochher miesste sie alle reiche Leit sein. Und desch tun sie net allemol sein, vonwege weil sie net so wertschafte kenne, wie sie mit ihre opposition vorgebe.

Liebe Leit. Tun mir uf unsre chicken suppers, uf unsre bazaars und uf unsre parish meetings niemols net den Kopf verliere. Mir solle miteinaner orbeite fier die Gemeinde. Tut's die opposition daham losse. Eine gude opposition is gut, desch muss ich soge und solles tu ich auch moche. Ober grod doher komme und denke: Heit solle die Leit eimol sehe, wie smart desch ich bin, solles is net gut.

Jetzten muss ich eich noch erienre, desch mir uf die Christmas zugehe tue. Ihr werds noch vor die Christmas von mir höre. Vonwege weil mir jetzen ober Advent hobe, aus soller Ursach tu ich eich anrote, alle Luschtborkeite uffzugebe. In der olte Heimat hen die Leit g'sogt: Uf St. Katherin, schliess ab die Violin. Solles miesse mir jetzen moche. Uf die Weihnocht kenne mir wieder unsre Freid hobe. Jetzen ober soll'n mir bete und uns uf die Christmas mit unser Herz vorbereite.

Es griesst eich,

—Der Schusterseppel.



Dreifacher Advent

Von P. Jos. Schneider O.M.I.

Die Adventszeit kleidet sich in Violett. Blau sind die Messgewänder, blau die Messdienerröckchen, blau die Blumen am Altar. Es ist nicht das tiefe Schwarz von Allerseelen. Der November erinnert an die Nacht wo niemand mehr wirken kann. Blau ist ein Gemisch von Hell und Dunkel, von Nacht und Tag, von Ernst und Fröhlichkeit. Aehnlich dem dämmernden Morgen, der dem kommenden Sonn'aufgang entgegenträumt. So ist der kirchlich-liturgische Advent. Er ist Vorbereitungszeit auf Christi Ankunft; endet im Himmelsglanz und Himmelsfrieden der hl. Nacht.

Ihm ähnlich verlief der Menschheits-Advent. Das heisst jene Periode der Weltgeschichte zwischen Adam's Sündenfall und der Geburt des Gottessohnes. Er erstreckte sich über viele tausend Jahre. Schwarze Schlagschatten und dunkle Wetterwolken erfüllen jene Zeit. Unheimliche Wolken vieler und schwerer Sünden des Geistes und des Fleisches. Fluchwürdige Verirrungen. Abgötterei und Brudermord. Entwürdigende Sklaverei. Erniedrigung der Frau zum Lust- und Lasttier. Kindermord im grossen Stil. Und als natürliche Folge alles dessen bittere Strafgerichte vom Himmel her für Juden und Heiden.

Andererseits durchzittern diese Zeit wundersame Lichtgaben göttlicher Barmherzigkeit. Wie lieblich die Lichtgestalt des kommenden Erlösers! Wie erhaben die wundersame Erwählung und Führung des Judenvolkes! Wie erschütternd die Missionspredigten der Propheten! Wie tröstlich die Zerstreuung der hl. Schriften über alle Lande und ihre Uebersetzung in die griechische Kultursprache! Diese Lichtstrahlen vom Himmel her verdichten sich immer mehr; werden mit den Jahren immer stärker, bis die göttliche Vaterhuld in ihrem Vollglanz mit den Engelsheeren durch die Wolken bricht: "Die Hirten fürchteten sich sehr; denn die Herrlichkeit Gottes umleuchtete sie." Auch dieser Menschheits-Advent endete in Himmelsfrieden und Himmelsglanz.

Ihm ähnlich soll der Advent eines jeden Menschenlebens sein. Ist nicht unser Leben Vorbereitungszeit auf Christi Ankunft? Passt nicht in jedes Menschenleben die violette Farbe? Und soll es nicht einmal enden in ewigem Himmelsglanz?

Ja, in unser aller Leben gibt es gar manches Dunkel und nicht minder manches Licht. Ein Gemisch von Ernst und Schwermut und von leuchtender Hoffnung breitet sich darüber. Dunkelheiten im Leben? O ja! Ueberall gibt's viel Armut und Not. Auch manches Sündenelend. Vielleicht sogar Sündengewohnheit mit Blindheit und Verhärtung. Und daneben die Gespenster göttlicher Strafgerichte. Lichtstrahlen? Auch die gibt's auf unserer Erdenwanderung. Denn über jedem Menschenschicksal breitet sich der milde Schimmer göttlicher Vatergüte. Sie geht dem Irrenden nach; verzeiht ihm gern und lenkt den Ehrlichsuchenden alles zum Besten. So mischt sich in unserm Lebensadvent Licht und Schatten. Alles in allem beherrscht ihn hl. Ernst.

An all diese Dinge erinnern uns die vier Wochen vor Weihnachten. Denke in dieser Zeit an die vorchristlichen Jahrhunderte, diese Notzeit ohne Erlöser! Denk auch besonders an deinen eigenen Lebensadvent. Sorge, dass die Schatten schwinden. Dass immer mehr Licht der Liebe und Gnade und frohen Hoffnung auf dich einbricht. Und dass alles im Tode einmal endet im Himmelsglanz und Himmelsfrieden der ewigen Weihnacht.

Der Kirchenzettel auf der Autostrasse

Eine niedliche Geschichte erzählt uns der berühmte französische Schriftsteller Pierre l'Eremite. In einem kleinen Bauerndorf war ein Geistlicher schon fünfzehn Jahre Dorfpfarrer. In etwa 800 Meter Entfernung von seiner Kirche führt die Autostrasse vorbei, auf der die Pariser Wochenendler aufs Land fahren. "Die Reklame macht's," hatte der Pfarrer schon oft gelesen. Und das Rezept probierte er nun aus für seine Sache. Eines Tages sahen die sonntäglichen Ausflügler auf dieser Autostrasse eine Riesentafel angebracht mit der Aufschrift: "Alle Sonntage um 8 und 9 Uhr Messe, nicht lang!" Und der Erfolg? Bald fing die Dorfkirche an, zu klein zu werden. Die Menschen besannen sich auf den Herrgott, in dessen Natur sie ja Erholung suchten. Diese Erholung schien ihnen viel grösser und nachhaltiger, wenn auch in ihrer Seele Sonntag war. —

Die Lichtbringerin St. Luzia

Die Heilige der Winterwende

"Schneit es an Sankt Luzia, Ist schon Mitte Dezember da."

Diese bäuerliche Wetterregel (das Fest der heiligen Luzia ist am 13. Dezember) zeigt schon gleich, wie stark beim Landmann die Verbundenheit zwischen Natur und Kirchenjahr von altersher ist und wie sie im vertrauten Spiel mit den Heiligen oder den Tagen in Sprüchen scherzhafter Selbstverständlichkeit zum Ausdruck drängt. Dass allgemein die Landleute Sankt Luzia als ihre Fürbitterin verehren, ist aus der grossen Bedeutung, die Sonnenlicht und -wärme für das Wachstum der Ackerpflanzen haben, und aus der winterlichen Jahreszeit des mangelnden Lichtes heraus verständlich. In den nordischen Ländern, vor allem in Schweden, ist Luzia die "Lichtbringerin", an deren Tag hier heute noch mancher Brauch haftet, der ältesten Ursprungs ist.

Dem grossen italienischen Dichter Dante (gestorben 1321) war der Name Luzia besonders lieb. Er erzählt von einem Augenleiden, dass er sich durch langes Lesen und Studieren zugezogen; Sankt Luzias Lichtpatronschaft hat früh die Augenleidenden zu ihr beten lassen. In seiner grossen Dichtung, "Die göttliche Komödie" preist Dante die Heilige im zweiten Gesang der "Hölle" als die Vermittlerin der Weisheit und geistigen Erleuchtung. Sein Heil verdankt er Maria; sie beauftragt die heilige Luzia, dass sie ihm Beatrice, die Geliebte, zu Hilfe sende. Die christliche Klugheit und Standhaftigkeit, wie sie sich leuchtend in dem Leben und Leiden der frühchristlichen Jungfrau offenbarten, waren dem Dichter Ursache genug, sie als Mittlerin erbarmender Liebe und Gnade zu gestalten.

Im Mittelländischen Meer, der Fuss-spitze Italiens vorgelagert, liegt eine Insel mit Namen Sizilien und auf ihr die einstmals berühmte Stadt Syrakus. Das ist die Heimat der heiligen Luzia, die aus einer vornehmen und reichen Familie stammte. Schon ihre Eltern waren Christen; als der Vater früh starb, ruhte die ganze Last der Erziehung auf der frommen Mutter, die nichts unterliess, ihre Tochter zu einer tugendhaften und klugen Jungfrau heranzubilden. Schon früh gelobte sie Gott Jungfräulichkeit. Grosses Leid hatte Luzia, als die gute Mutter an einer schweren Krankheit daniederlag und die Kunst der Aerzte versagte. Da machte sie mit der Mutter eine Wallfahrt in die Stadt Catania zum Grabe der heiligen Jungfrau Agatha, die auf der ganzen Insel Sizilien hohe Verehrung genoss, weil an ihrem Grabe schon viele Wunder geschehen waren. Inbrünstig knieten Mutter und Tochter am Grabe ihrer heiligen Heimatgefährtin, als diese plötzlich der betenden Jungfrau erschien und ihr die Heilung der Mutter verkündete. Zugleich aber verkündete sie, dass Luzia gleich ihr für ihren Glauben sterben werde. Darauf traten sie am anderen Morgen die Heimreise an. Luzia verteilte zum Dank für die Heilung ihr ganzes Vermögen unter die Armen, und die Mutter folgte ihrem Beispiel. Das aber erregte den Zorn eines heidnischen Jünglings, der Luzia vergeblich zur Ehe begehrte. Er verklagte die Jungfrau bei dem Richter als Christin, und weil sie das Gesetz des Kaisers verachte. Es war gerade damals der römische Kaiser Diokletian auf dem Thron, unter dem im Jahre 303 eine grosse allgemeine Christenverfolgung begann. So forderte nun der Richter Paschasius auch von der Jungfrau Luzia, dass sie den römischen Göttern opfere. Als sie sich weigerte, suchte er sie mit spitzfindigen Reden von ihrem Glauben abzubringen. — Die Legendensammlung des Kölner Passionals vom Jahre 1495 hat uns Rede und Gegenrede zwischen dem heidnischen Richter und der christlichen Jungfrau überliefert; ihre Weisheit, und ihr Starkmut leuchten darin wunderbar auf.

Sie sprach: "Ich opfere nicht! Ein gottgefälliges Opfer ist es, den Armen zu helfen in der Not. Und nun, da ich nichts anderes mehr habe, gebe ich mich ihm selber zum Opfer."—Paschasius antwortete: "So magst du zu einem törichten Christen sprechen, der deinesgleichen ist, aber nicht zu mir, dem Wächter über des Kaisers Gesetz" — Da sprach Luzia: "Du magst wachen über deines Herren Gesetz, ich aber halte meines Gottes Gebot."—Paschasius fragte: "Bist du denn Gottes?" — Luzia antwortete: "Ich bin die Magd Gottes, der gesprochen hat: Wenn ihr vor den Königen und Richtern steht, so spricht der Heilige Geist aus euch.' "—Paschasius sprach: "So ist also in dir der Heilige Geist?" —Luzia antwortete: "Die keusch leben, die sind Tempel des Heiligen Geistes."—Da rief Paschasius aus: "Du sollst deine Keuschheit verlieren und also auch den Heiligen Geist." — Luzia antwortete darauf: "Der Leib wird nicht befleckt, es sei denn durch die Begierde des Herzens." Da liess Paschasius seine rohen Knechte kommen und gebot ihnen, die heilige Jungfrau in ein Haus der Sünde zu führen. Gott aber liess nicht zu, dass ihr ein Leid geschah.

Und hier nun kommt die Legende an eine Stelle, wo das glaubenstreue und glaubensfreudige Mittelalter eine schöne Gelegenheit zu weiterer Auschmük-

kung fand. Die Legende erzählt: Als die Knechte die heilige Jungfrau fortschleppen wollten, da ward sie durch die Gnade des Heiligen Geistes so schwer, dass man sie nicht von der Stelle bringen konnte. Da liess der Richter Paschasius tausend Mann kommen, und man band der Heiligen Hände und Füsse, aber die tausend Mann vermochten sie nicht zu bewegen. Und er liess zu den tausend Mann noch fünfzig Paar Ochsen an sie spannen, doch Luzia blieb unbeweglich. Alsdann rief er Zauberer herbei, damit sie mit ihren Künsten die Jungfrau von der Stelle brächten; es gelang ihnen nicht. Da meinte Paschasius, wenn man Oel über sie ausgösse, würde das etwas nützen. Als auch das nicht half, liess er ein grosses Feuer um die Jungfrau aufschichten; aber auch die Flammen taten ihr nichts zuleide. Als das die Henkersknechte sahen, stiess einer von ihnen ihr das Schwert in die Kehle; die Heilige entschlief nicht eher, bis ein Priester kam und ihr die Kommunion reichte. Selbst den Leichnam brachte man nicht von der Stelle, und man begrub sie an derselben Stätte, wo sie im jugendlichen Alter den Märtyrtod erlitt, und erbaute ihr zu Ehren eine Kirche dortselbst. — Die Legende will dartun, wie nichts den zur Sünde und zum Abfall zu bringen vermag, der in Gottes Gnade lebt und sich stark erhält in ihm.

Während ihres Leidens, als alle Mittel nichts halfen, die Heilige von der Stelle zu bringen, und niemand und nichts ihr ein Leid anhaben konnte, da tat sie einmal den Ausspruch: "Ich habe von Gott für meine Marter Fristtage bekommen, dass ich den Gläubigen die Angst des Leides nehme. Und gleichwie der Stadt Catania meine Schwester Agatha zur Beschirmerin gegeben ist, also bin ich der Stadt Syrakus zur Fürbitterin gesetzt." Daher kommt es wohl, dass ganze Städte und Gegenden, wenn grosse, verherrende Seuchen ausbrachen, ihre Zuflucht nahmen zur hl. Luzia, so wie man die sogenannten Pestheiligen Rochus, Kornelius und Sebastian um ihren Schutz anging. Man rührte rote Fäden an den Reliquien der Heiligen an als Schutzmittel gegen die Ruhr; auch trug man solche angerührte oder gesegnete Fäden um den Hals gegen Halsleiden, was ja leicht erklärlich ist, wenn man bedenkt, dass die Heilige durch einen Stich in den Hals getötet wurde. In alten Gebetbüchern haben alte Leute solche Fäden noch gefunden.—Ins westliche Deutschland ist die Verehrung der hl. Luzia von Metz her gekommen, das

Gebet

Wenn die letzte Arbeit ruht
Und sich falten meine Hände,
Ist dann alles, alles gut,
Dass Du segnen kannst mein Ende?
Bring ich reuig was ich tat
Oder schuldvoll unterlassen,
Weisst Du, Herr, auch dann noch Rat,
Um mich fröhlich zu umfassen?
Leg' zusammen Schmerz und Schuld,
Die gefüllt mein Leben,
Was dann fehlt, kann Deine Huld
Nur allein — vergeben.



kirchlich dem Erzbischof von Trier unterstand. Während des ganzen Mittelalters zogen zahlreiche Pilgerscharen von nah und fern nach Metz zu den Reliquien der Heiligen, die seit dem Jahre 970 im dortigen Vinzenzkloster ruhten; ein Metzer Bischof hatte sie aus Italien mitgebracht.

'Luzia-Bruderschaften" werden in Eifeler Kirchenbüchern schon im 13. Jahrhundert erwähnt. In Prüm war der Altar der heiligen Luzia in der Stiftskirche der Bruderschaftsaltar der Schneiderzunft. In der Kapelle des dortigen Klosters wird jede Woche die heilige Messe gelesen zu Ehren der drei heiligen Jungfrauen Agatha, Cäcilia und Luzia. — Mit diesen zwei Jungfrauen zusammen wird noch heute täglich in jeder Messe nach der Wandlung das Gedächtnis der hl. Luzia geehrt, und sie wird mit ihnen namentlich genannt bei den sieben Jungfrauen der Allerheiligenlitanei. In der düsteren Zeit des Jahres und im Sehnen des Advents erstrahlt uns der Lichtglanz ihres Festes. Je trüber das Wetter an ihrem Tag, um so lieber; denn das bedeutet nach alter Regel einen richtigen Christtag mit grosser Kälte und viel Schnee.

Lieber ledig bleiben, als eine Mischehe eingehen

"Herein", ruft der am Schreibtisch arbeitende greise Priester, als es an seiner Türe klopft. Es betritt ein junger Arzt mit seiner Braut das Zimmer.

"Was wünschen Sie?" spricht freundlich der Priester die Eintretenden an, die er mit freundlicher Geste einladet, sich zu setzen.

Das junge Brautpaar möchte mit dem Pfarrer die Trauung besprechen. In sechs Wochen soll die Trauung stattfinden. Die erforderlichen Vorbesprechungen sollen heute erledigt werden. Die katholische Braut besteht auf der katholischen Trauung und Kindererziehung.

"Nun gut", meinte der Priester, "wenn ich Sie trauen soll, muss ich zum Bischof schreiben, um Dispens von der Mische zu erbitten. Die Trauung jedoch kann nur stattfinden, wenn die Dispens erteilt und Sie folgende Bedingungen unterzeichnen."

Der Priester reicht ihnen ein Formular herüber, worin die Bedingungen klipp und klar niedergeschrieben sind, die bei einem gemischten Paar erfüllt werden müssen, ehe der Bischof von dem Mischeheverbote dispensiert und der Pfarrer die Trauung vollziehen darf. Der Arzt nimmt das Blatt zur Hand und liest. Da steht es in klaren, nicht misszudeutenden Worten geschrieben:

Verhandelt zu . . . am . . .

Vor dem unterzeichneten Pfarrer erschienen heute die Brautleute:

Und erklären ausdrücklich an Eides statt zum Zwecke der Eheschliessung im Beisein der mit unterzeichneten Zeugen:

1. Alle aus unserer beabsichtigten Ehe zu erhoffenden Kinder beiderlei Geschlechtes sollen katholisch getauft und in der katholischen Religion erzogen werden, auch nach dem Ableben eines Eheteils.

2. Wir werden uns einer Trauung nach katholischen Ritus enthalten und die Ehe nur nach den Vorschriften der katholischen Kirche eingehen.

3. Wir werden alles vermeiden, wodurch der katholische Eheteil und die Kinder im Bekenntnis ihres Glaubens und in der Erfüllung ihrer Pflichten gehindert werden könnten.

Vorgelesen, genehmigt und unterschrieben.

Kaum hat der protestantische Arzt das Formular durchgelesen, richtet er sich auf und meint:

Herr Pfarrer, das kann ich schwerlich unterschreiben, obgleich ich bereit bin, Ihnen mein Ehrenwort zu geben, dass die Bedingungen ernstlich erfüllt werden".

Der Pfarrer schaut auf:

"Sie wollen nicht unterschreiben?"

Und noch einmal wiederholt es der Arzt mit einer Entschiedenheit, die an die Ehrlichkeit und die Durchführung seines Ehrenwortes kaum zweifeln lässt, aber der greise Priester entgegnet darauf mit aller Milde, aber auch mit Bestimmtheit:

"Ich muss schon auf Ihrer Unterschrift bestehen".

Man sieht es dem geistlichen Herrn an, dass er mit sich ringt. Sein mildes, gütiges Priesterantlitz wird so ernst und traurig, als ihm der Bräutigam nochmal sagt:

"Herr Pfarrer, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, und das muss Ihnen genügen".

Der Pfarrherr jedoch hält ihm entgegen:

"Nein, das kann weder dem Bischof noch mir genügen, denn hier wo Sie heute stehen, da stand vor 40 Jahren auch ein Offizier, der ebenfalls Arzt war wie Sie und erklärte: Herr Pfarrer, ich bin Offizier, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, und das muss Ihnen genügen. Und wollen Sie wissen, mein lieber Doktor, wer das war? Nun, niemand anders, als Ihr eigener Vater . . . "

Still, totenstill ward es im Zimmer. Nur der Pendelschlag der Wanduhr unterbricht die peinliche Stille. Verlegen schaut der junge Arzt nieder und sinnt vor sich hin.

Das Auge des Priesters ruhte milde und gütig auf der Braut, die schwer mit sich ringt.

Während der Arzt stumm mit verkniffenen Lippen zu Boden schaut, als ob er überlege, schaut das Mädchen in das gütige, klare Auge des ehrwürdigen Priestergreises, liest darin Lebensweisheit und Lebenserfahrung, die sie so oft aus seinem Kanzelwort vernommen, besonders wenn er über das Verbot und die Gefahren der Mischehe predigte. Alles steht ihr auf einmal greifbar und lebendig vor der Seele.

Von dem Antlitz des Priesters erhebt sich ihr Blick zum Bild des guten Hirten, das über dem Schreibtisch hängt.

Da auf einmal brechen die Tränen hervor:

"Hans, du hast gehört, wie dein Vater selbst das Ehrenwort brach. Hans, gib mich frei!"

Erschreckt schaut der junge Arzt auf.

"Martha, ist das dein letztes Wort? Ich kann's nicht verstehen". Und sich umwendend geht Hans auf die Türe zu, ohne Abschied zu nehmen. Und verbittert spricht er zu sich:

"Vater, das hab' ich dir zu verdanken".

Und auf dem Heimweg wurde es Hans inne, wie die Mischehe und der Treubruch des Vaters das Glück seiner Liebe zertrat.

Martha weinte, und als sie vom Pfarrer Abschied nahm, dachte sie daran, wie die Mutter daheim ihr immer so ernst geraten: "Lieber ledig bleiben, als eine Mischehe eingehen".

Der Zaunkoenig



Eine Erzählung

von

Reimmichl

(Fortsetzung)

Er schlug die Frackschösse zurück und deklamierte:

Still ruht der Wald, und freundlich lacht
Ganz voll der Mond am Himmel steht
Bei seinen Sternleinschafen,
Die treu er hütet früh und spät.

Still ruht der Wald, und frenundlich lacht
Der Mond auch auf uns Menschen nieder,
Schlaft wohl, sagt er, die ganze Nacht,
Wir seh'n uns morgen wieder."

"Wenn's nicht regnet oder schneit", spottete der Schnatterer.

"Leider können wir den grossen Dichter mit keiner Gabe ehren", bedauerte der Flatterer, "denn der Wein ist gar und ausgetrunken."

"Aber einen feurigen Enzianer haben wir noch, der wärmt den Magen ein und gibt die nötige Bettschwere."

Sie liessen nun die Branntweinflasche im Kreise herumgehen. Als sie geleert war, schlug es in Sailing drunter die elfte Nachtstunde. Da legte sich der Flatterer auf die linke Seite und begann sofort, in einförmigem Rhythmus den Atem in die Luft hinauszupusten. Der Schnatterer legte sich auf die rechte Seite und schnarchte schon wie ein Bär. Dem Frackbichler aber hatte der Enzianer den Rest gegeben. Der arme Dichter bekam das heulende Elend. Zuerst schluchzte er leise, dann fing er laut zu weinen an, dazwischen jammerte er:

"O du schnöde Welt, du ödes Leben, huhuhu... Karl, du bist der unglücklichste Mensch auf Gottes Erdboden . . . Auf hundert Strassen bist du gewandert, alles hast du versucht und nichts ist dir gelungen, huhuhu . . . Tausend schöne, gute Vorsätze hast du gefasst, und alle sind im Wind verflogen, die Weingläser und die Geige haben dich zum Lumpen gemacht, huhuhu . . . Am liebsten möcht ich sterben, dann hätt alle Not und Schand ein Ende . . . Wenn nur die gute Tante nicht wär! Ich kann sie doch nicht als Waise zurücklassen, huhuhuhuhu."

Von dem lauten Jammer wachte der Knabe, dem in der frischen Natchluft auch etwas kühl geworden war, auf, hob den Kopf empor und schaute verwundert herum. Der Frackbichler unterbrach seine Klagemette und rief dem Knaben zu:

"Hans, du unschuldiger Engel, warum schläfst du nicht?"

"Ich habe weinen gehört", erwiderte der Knabe, "und kalt ist mir auch."

"Kalt? — Und mir ist viel zu warm. Da hast du meinen Mantel."

Er half dem Knaben sich in den Mantel einwickeln und sagte dann:

"Jetzt tu nur die Augen zu und schlaf wieder . . . Aber vorher muss ich dir noch einige heilsame Ratschläge erteilen . . . Hüte dich vor dem Alkohol. Der Alkohol ist ein Gift, er zerstört Leib und Seele und macht die besten Menschen zu Lumpen. Dein Vater und dein Pate, der Schnatterer, die saufen leider das abscheuliche Gift, den Schnaps, den Alkohol. Ich lasse den Alkohol und meide ihn, soweit es möglich ist. Ich trinke Wein und Bier, aber keinen Alkohol. Mir musst du nachfolgen . . . Und noch etwas will ich dir sagen. Du bist ein netter, braver Junge und hättest einen besseren Vater verdient als den deinigen. Dein Vater nützt dich aus und schaut viel zu wenig auf dein zeitliches und ewiges Wohl — er ist auch nicht imstand dazu. Wenn du eine Hilfe oder einen Rat brauchst, komm immer zu mir. Ich bin ein welterfahrener Mann und ein Dichter, hab einen lichten Hirnkasten und ein weiches Herz. Zu mir kannst du in jeder Not dich wenden . . . Huhuhuhu, mir drückt es das Herz ab, wenn ich an deine Zukunft denke. Blutige Tränen möcht ich weinen, du erbarmst mir in der Gesellschaft, in der du dich gegenwärtig befindest. Dein Vater und der Schnatterer und der Frackbichler sind nicht die richtige Gesellschaft für dich; in solcher Umgebung gehst du zugrunde. Mache dich los von der lockeren Gesellschaft — mir wird zwar recht zeitlang sein um dich, wenn ich dich nicht mehr sehe, huhuhu

— aber ich sag's zu deinem Besten: Flieh die Gelegenheit, geh deine eigenen Wege und lerne ein ehrliches Handwerk."

"Der Vater bringt mich zu einem Meister nach Innsbruck, wo ich die Spenglerei lernen kann", fiel ihm der Knabe, der geduldig zugehört hatte, in die Rede.

"Die Spenglerei? Das wär' dein Verderben! Die Spenglerei ist ein viel zu durstiges Handwerk, das kannst du an deinem Vater sehen. Mit der Spenglerei kommst du ins Trinken und Flattern, und du wirst ein verkrachtes Subjekt wie unsereiner, huhuhuhuhu!"

"Trinken tu ich schon gar nicht", versicherte der Knabe, "und ich werd immer brav sein, das hab ich mir vorgenommen."

"Vorsätze sind schön und leicht. Aber das Leben ist schwer und erdrückt die kräftigsten Vorsätze, das weiss ich, huhuhu . . . Uebrigens schlägt dein Vater dich blind, er hat gar nicht im Sinn, dich ein Handwerk lernen zu lassen."

"Er hat's aber gesagt,, für ganz gewiss."

"Sagen kann man viel und halten wenig. Ich will dir im Vertrauen, wenn du schweigen kannst, etwas verraten. Dein Vater und der Schnatterer und ich haben mitsammen in Innsbruck eine Kegelbahn gepachtet mit Auschank. Um das Geschäft in die Höhe zu bringen, wollen wir alle Tage Konzert geben, und du sollst dabei Harfe spielen. — An uns drei ist nichts mehr zu verderben, aber du bist schad für die Sache."

"Ich kann nicht mehr Harfe spielen, ich hab alles vergessen, ich spiel auch nimmer."

Solchen Entschluss lob ich mir. Bleib im Lande und nähre dich redlich. Such dir selbst einen Meister und lern ein ehrliches Handwerk, aber nicht die Spenglerei, sondern etwas Feineres, zum Beispiel die Schneiderei oder die Malerei, — diese ernähren einen Mann, das heisst, wenn er dabei bleibt . . . Du ahnungsloser Engel, du kennst die Welt noch nicht. Aber wenn du meine Ratschläge befolgst, wird's dir in der Welt besser gehen als mir, der ich keinen solch weisen Ratgeber gehabt hab . . . Und jetzt kannst du wieder schlafen. Ich schlaf auch. Mir ist jetzt viel wohler zumute, nachdem ich mir alles Schwere vom Herzen geredet hab. — Gute Nacht, Hans!"

Eine Zeitlang murmelte der Frackbichler noch allerhand wirres Zeug vor sich hin, dann gab ein melodisches Schnarchen Kunde, dass er eingeschlafen war. Auch der Knabe lag wieder fest in den Armen des Schlafes, doch ging sein Atem so ruhig, dass ihn das feinste Ohr nicht vernommen hätte.

Am Morgen war der Frackbichler, der als letzter die Nachtruhe gefunden hatte, der erste wieder auf. Er wichste seine Schuhe, bürstete den Hut und namentlich den Frack von jedem Stäubchen rein und suchte nach Wasser, fand aber keines. Als er sah, wie droben auf den höchsten Waldkämmen die Sonne golden anschlug, überkam ihn die Begeisterung, der er mit folgendem dichterischen Erguss lauten Ausdruck verlieh:

"O Höhen, weit, und Täler,
Du grüner, goldener Wald,
Du hast gar keinen Fehler
An Schönheit und Gestalt."

Dann weckte er die Gefährten:

"Auf, auf, ihr Siebenschläfer! Die Nacht hat ein Ende und der Tag ist angebrochen. Die Sonn' erwacht mit ihrer Pracht und kommt schon langsam den Berg heruntergekrochen. Die Bäume des Waldes stehen in Reih und Glied wie Grenadiere mit blitzenden Speeren, das Waldkonzert beginnt mit der Vögel jubelnden Chören, der Bach singt ein rauschend Morgenlied und wälzt seine Gletschermilch in silbernen Kaskaden zum Teil hinaus."

"Ist der Mensch verrückt oder besoffen?" knurrte der Schnatterer.

"Kehrt zuerst vor der eigenen Tür. Ihr habt euch gestern so schwer übernommen, dass ihr heute nicht mehr aus den Federn, sag ich, aus dem Gras kommt. Unsereiner ist Temperenzler und versteht in allem Mass zu halten; darum auch ist er am Morgen wieder frisch wie ein Fisch und hell wie eine Glocke und klar wie ein Kanari."

"Das sind wir auch", rief der Flatterer aufspringend und stimmte mit seinem trillernden Tenor ein Lied an, in das die andern zwei automatisch einfielen. Harmonisch klang es durch den Wald:

"Nun rutschen wir ins Land hinein
Voll Freud und sonder Leid,
Und möchten's tausend Meilen sein,
Uns wär es nicht zu weit.
's wird schöner doch mit jedem Ort,
D'rum weiter, immer weiter fort,
So weit es geht, — juchhe — juchhe!"

Dem Knaben, der gewohnt war, in der Früh nach dem Aufstehen sein Morgengebet zu verrichten, missfiel das leichtsinnige Gehaben der drei grossen Menschen, und er fühlte sich immer unbehaglicher in ihrem Kreise. Als sie nachher zum Rieselstein hinübertrabten, hielt er den Vater ein wenig zurück und fragte:

"Kommen wir heute nach Innsbruck?"

"Wo denkst du hin!" lachte der Flatterer. "So schnell reiten die Preussen nicht. Wir haben auch gar keine Eile."

"Aber ich möcht' bald anfangen, die Spenglerei zu lernen."

"Haha, dazu kommst du noch früh genug. Sei froh, dass du zuerst die Welt anschauen und die Freiheit geniessen kannst. Lernjahre sind keine Herrnjahre. — Vor dem Herbst nimmt der Jonek überhaupt keinen Lehrling."

Auf diese Rede des Vaters wurde dem Knaben das Herz schwer, und er bereute es, dass er sich hatte verlocken lassen, von daheim wegzugehen,

Am Rieselstein schafften die Landbummler ein reichliches Frühstück an, das aber zum grossen Teil aus Alkohol bestand und die lautfröhlichste Stimmung auslöste. Der Wirt wusste zu erzählen, dass heute in Linsbach drunten eine grosse Hochzeit stattfinde, bei der es rantig hergehen werde.

"Halloh, da müssen wir unbedingt dabei sein", rief der Flatterer. "Hoffentlich sind in dem Nest auch Musikinstrumente aufzutreiben. Dann wollen wir aber die tanzlustigen Völker so toll im Kreise herumjagen, dass sie nicht mehr wissen, ob sie zwei oder vier Beine haben."

"Und auf einen guten Tropfen werden wir keinesfalls verzichten", beteuerte kräftig der Schnatterer.

Der Frackbichler aber sang aus voller Kehle:

"Es blühen die Rosen, es blühen die Nelken,
Sie blühen und sollen nimmer verwelken:
Wie schön, wie schön ist die Jugendzeit . . ."

Doch plötzlich hielt er mitten im Singen inne und sah erschrocken zur Türe, durch die zwei Gendarmen hereinkamen. Während der eine an der Tür stehen blieb, trat der andere zum Tisch heran und sagte:

"Ah, da haben wir ja die Vögel hübsch beisammen."

Der Frackbichler suchte die Lage zu retten, indem er erklärte:

"Wir sind leider keine Vögel, sonst würden wir fliegen und uns nicht auf des Schusters Rappen die Sohlen wund reiten. Wir befinden uns nämlich auf der Wallfahrt zu den Vierzehn Nothelfern am Pankraziberg und sind hier eingekehrt, eine Stärkung zu nehmen."

"Diese frommen Wallfahrer kennen wir schon lange und suchen sie eben", betonte der Gendarm, und indem er der Reihe nach auf jeden mit dem Finger hinwies, fuhr er fort: "Sie sind der Karl Bichler, Sie der Lorenz Vigl mit Ihrem Sohn Hans, genannt der Zaunkönig, und Sie sind der Johann Audl, sämtliche im Langtal wohlbekannt."

"Das wird stimmen; aber wir haben uns nichts Polizeiwidriges zuschulden kommen lassen", brummte der Schnatterer.

"Sie haben den Knaben hier aus seiner Pflegestelle entführt und ihn widerrechtlich der Vormundschaft entzogen."

"Der Knabe gehört dem Vigl; uns zwei geht er nichts an."

"Pfui, Kass!" begehrte der Frackbichler auf; "uns geht der Knabe auch an. Du bist sein Pate, und mir tut der unschuldige Junge leid."

"Sie sind belauscht worden, als Sie Ihre Pläne ausgeheckt haben", gab der Gendarm zu verstehen. "Alle drei sind Sie schuldig — und ganz unschuldig ist auch der Knabe nicht."

Da bäumte sich der Flatterer auf und räsonierte:

"Ich hab keine Ahnung gehabt, dass es ein Verbrechen sein soll, wenn ich mein Kind zu mir nehme. Ein Knabe mit zwölf Jahren ist doch schon so alt und mündig, dass man ihm die Freiheit geben muss. Und wenn ich meinen Buben das Handwerk seines Vaters lernen lasse, ist das ein Recht, das mir niemand absprechen kann."

"Zu entscheiden, was Recht und Unrecht ist, steht nicht uns zu; wir haben den Auftrag, die Herrschaften hier nach Lautersgaden ins Bezirksgericht einzuliefern."

"Und wenn wir uns nicht liefern lassen?" rumorte der Schnatterer.

"Dann haben Sie die Folgen selbst zu tragen. Eingesperrt werden Sie in jedem Fall, und um so länger, je mehr Sie Widerstand leisten."

Die drei Kumpane schauten sich vielsagend an und verstummten gänzlich. Dem Knaben, der leichenblass geworden war, stand das Wasser in den Augen; er hielt die Tränen aber tapfer zurück, doch zitterte er am ganzen Körper.

Nach einer Weile kam dem Frackbichler ein rettender Gedanke:

"Herr Postenführer", sagte er, "es kann Ihnen nicht unlieb sein, wenn wir auf Ihre Begleitung verzichten und Ihnen jegliche Mühe ersparen. Wir gehen allein nach Lautersgaden und stellen uns dort beim Gericht."

Darauf erwiderte der Gendarm lachend:

"Nein, nein, so einfältig sind wir nicht, dass wir die Vögel, die wir endlich in der Hand haben, wieder fliegen lassen. Sie müssen sich unter allen Umständen mit unserer Begleitung abfinden, und wir wollen jetzt sofort aufbrechen."

Da gab es keine Ausflüchte mehr. Die drei Kumpane mussten ihre Zeche begleichen und dann, von den Gendarmen überwacht, mit dem Knaben ins Tal hinunterstapfen. Dort führte die Landstrasse in gerader Richtung hinaus zur Bahnstation Ladegg. Missmutig, hin und wieder einen knurrenden Laut von sich gebend, nicht allzu schnell, marschierten die drei Landbummler mit dem Knaben voraus, die beiden Gendarmen trabten hinterdrein. Dem Knaben war bitter ängstig zumute. Er machte sich die grässlichsten Vorstellungen von dem Kerker, in den sie ihn stecken würden, und fast noch mehr drückte ihn die Schande, dass er so jung vor allen Leuten als Sträfling, als Zuchthäusler dastehen müsse. Am liebsten hätte er geweint, dessen schämte er sich aber; desto inniger betete er im Herzen zur Muttergottes, sie möge ihn retten von der Qual und Schande.

Der Frackbichler vermochte das dumpfe, stumme Dahinschreiten auf die Länge nicht zu ertragen. Er brachte es mit ein wenig Nachdenken zu einer Art Galgenhumor und begann im Marschtempo zu singen:

"Wir — müs — sen — in — den — Turm — hinein,
Da — wird — es — gar — nicht — lu — stig sein."

Da aber die andern nicht mit einfielen, verstummte auch er wieder. Nach längerer Wanderung kamen sie durch ein Wäldchen und stiessen da auf ein klares, frisches Brünnlein.

"Herr Postenfüherr", sagte der Schnatterer, sich umwendend, "wir sind todmüde und haben einen Bärendurst. Hier könnten wir rasten und unsern Durst löschen."

Dagegen hatte der Gendarm nichts einzuwenden, und so lagerte sich die ganze Gesellschaft um den Brunnen. Der Knabe sass am äussersten Rand neben einem Wacholdergebüsch. Als der Schnatterer eine erkleckliche Menge Flüssigkeit, wenn auch nur Wasser, in sich aufgenommen hatte, wurde sein Humor wieder wach, und er stimmte im tiefen Bass das Froschlied an:

"Quack — quack — quack — quack—quack."

Sogleich fiel der weiche Bariton des Frackbichlers ein:

"Wie ist's im Suumpfe so naaaaaass,
Wie ist's im Sumpfe so nass."

Da konnte auch der Flatterer sich nicht mehr halten und liess mit seinem hellen Tenor das Terzett voll zusammenklingen:

"Und so ein naasses Waaasser,
Wie freut, wie freut uns das.
Quackquackquack—quackquack—quack."

Die beiden Gendarmen wurden von der Lustigkeit angesteckt und klatschten lachend Beifall. — Als aber dann der Führer das Zeichen zum Weitermarsch gab, merkte er zu seinem Befremden, dass der Knabe nicht mehr da war. Der Gendarm tat einen Pfiiff und schrie:

"Junge hierher! Wir gehen."

Kein Laut wurde hörbar, kein Schatten des Kanben sichtbar. Da rief der Flatterer in schrillem Ton:

"Hans, wo bist du? Komm schnell! Wir müssen weitergehen, du kannst nicht zurückbleiben."

Nichts meldete sich. Da schickte der Postenführer den anderen Gendarm auf die Suche aus Dieser durchstreifte das ganze Wäldchen, kam aber nach einer halben Stunde unverrichteter Dinge zurück. Nun wurde es allen klar, dass der Knabe entflohen war. Der Flatterer machte ein dummes, der Schnatterer ein schadenfrohes Gesicht, der Frackbichler lachte hellauf. Den Gendarmen blieb nichts anderes übrig, als die drei noch vorhandenen Häftlinge weiter zu transportieren. Vom Knaben entdeckte man weder an diesem Tag noch an den folgenden irgend eine Spur.

VI.

Erasmus Haller weitum als "der Uhrmacher von Lautersgaden" bekannt, war ein ganz absonderlicher Sonderling. Im Anfang der Fünfzigerjahre stehend, mittelgross von Statur und etwas gebeugt, hatte er einen kugelrunden Kopf, graue, durcheinandergestrudelte Haare, ein glattrasiertes Gesicht wie ein Pfarrer, schwärze, stechende Augen, spitze Nase, zusammengekniffene Lippen, einen mehr als griesgrämigen Ausdruck in den Zügen und ein sauertöppisches Wesen in seinem ganzen Auftreten. Zu Hause trug er immer ein ledernes Arbeitskleid, wenn er ausging, hatte er aber stets einen schwarzen lodenen Rock an, so lang, wie ihn die Geistlichen tragen, und auf dem Kopf einen halbhohen, wolligen Zylinder. Er besass, dreihundert Schritte vom Markt Lautersgaden entfernt, ein einzelnstehendes, sehr geräumiges, fast neues Haus, das er mutterseelenallein bewohnte. Im Erdgeschoss hatte er seine Werkstatt, daneben zwei Zimmer, deren Wände von oben bis unten mit Uhren aller Gattungen—kleinen und grossen, billigen und teuren—behangen und überstellt waren, dann noch eine Küche und eine Wohnstube, die ihm mit dem mächtigen Himmelbett auch als Schlafkammer diente. Den ganzen oberen Stock mit fünf mässig eingerichteten Zimmern liess Meister Erasmus vollkommen leer stehen und wies jeden Quartiersucher schroff ab. Als einziges lebendes Wesen hatte er einen grossen Hund bei sich, einen mehr als scharfen Bullenbeisser, der ihm sehr zugetan war und bei Tag und Nacht hinreichenden Schutz gewährleistete. Täglich zweimal kam vom Markt heraus eine ältere Frauensperson, die dem Uhrmacher das kärgliche Mahl bereitete und die nötigen Hausarbeiten verichtete. Zu diesen gehörte vornehmlich das Putzen und Scheuern; denn der Meister hielt viel auf Sauberkeit. Es herrschte jedoch ein fortwährender Wechsel von Bedienerinnen im Uhrmacherhaus. Kaum eine blieb länger als ein Vierteljahr. Die einen gingen selbst,, den anderen machte Herr Erasmus die Türe sperrangelweit auf, namentlich wenn er den Verdacht schöpfte, dass eine auf die Heirat mit ihm spekuliere. Er war argwöhnisch nach jeder Richtung, über die Massen sparsam und mürrisch. So kam es auch, dass er oft die längste Zeit gar keine Bedienerin hatte, weil keine Weibsperson sich dazu hergeben wollte. Wenn er sich aber im Hause allein behelfen musste, war er am allerschlechtesten gelaunt. Dann ging er wohl ins Gasthaus essen, doch ohne dort auch nur eine Minute länger als notwendig zu bleiben. Wortkarg und einsilbig, wie er war, hatte er mit niemand einen besonderen Verkehr, auch mit seinen Geschwistern—Kosmas, dem Gassenbäck, Linus, dem Haggenbauer, und Priska, der Sattlermeisterin—nicht, ja mit diesen und ihren Familien am allerwenigsten . . . Nicht immer war Erasmus Haller der Menschenfeind gewesen, als den ihn die Leute allgemein hinstellten. Er hatte sechs Jahre studiert und wollte durchaus Geistlicher werden. Im siebten Studienjahre aber liess er sich von etwas lockeren Kameraden verleiten, ein den Studenten verbotenes Gasthaus zu besuchen und dort an einer Tanzunterhaltung teilzunehmen. Die Sache blieb nicht verborgen und Erasmus wurde mit seinem besten Freund Pius Lang und drei anderen Kameraden vom Gymnasium entlassen. Als er mitten im Schuljahr mit dem Laufpass in der Hand nach Hause kam, war sein jähzorniger Vater,

der alte Gassenbäck Athanas, der in der Hoffnung schwelgte, einmal einen geistlichen Sohn zu haben, so erbittert, dass er an dem schon fast erwachsenen Jüngling handgreiflich wurde und ihn dann unbedingt zur Erlernung des Schusterhandwerkes zwingen wollte. Dagegen bäumte der junge Mann sich auf und verliess in Zorn und Trotz alsbald wieder die Heimat. Es ging ihm aber schlecht. Zum Weiterstudieren fehlten ihm die Mittel, und es war auch schier unmöglich, mit dem schwarzen Flecken im Abgangszeugnis an einem Gymnasium Aufnahme zu finden. Sein Freund Pius war in ein Kloster eingetreten. Dazu fühlte Erasmus keine Lust und noch weniger einen Beruf. Schliesslich musste er froh sein, dass ihn der Uhrmachermeister Kirchner in der Stadt als Lehrling in sein Haus nahm. Durch Gewissenhaftigkeit und Fleiss und durch dienstfertige Mithilfe bei Hausarbeiten erwarb er sich die Zufriedenheit des Meisters, so dass ihm dieser nach zwei Jahren neue Kleider beschaffte und auch ein kleines Taschengeld einhändigte. Nun musste Erasmus aber zum Militär und diente zwei Jahre bei den Landesschützen. Da schrieb er einmal einen Brief an den Vater und ersuchte ihn um eine Beihilfe, damit er sich etwas Notwendiges kaufen könne, erhielt jedoch vom Alten weder eine Antwort noch einen Kreuzer Geld. Als die Militärdienstzeit vorüber war, kehrte Erasmus zum Meister Kirchner zurück, vollendete seine Lehrzeit und machte die Gesellenprüfung. Dann begab er sich auf die Wanderschaft und fasste immer mehr Freude an dem Uhrmacherhandwerk. Von Salzburg aus, wo er in einem grösseren Uhrengeschäft arbeitete, schrieb er wieder einmal einen Brief nach Hause. Darauf antwortete ihm sein Bruder Kosmas, dass der Vater vor einem halben Jahr gestorben sei und er als Nachfolger die Bäckerei übernommen habe—weiter keine Silbe. Von dieser Nachricht war der Uhrmacher einerseits tief erschüttert, andererseits schmeichelte er sich mit der Hoffnung, dass ihm von der Hinterlassenschaft des Vaters, der als reicher Mann galt, ein beträchtliches Erbe zufallen müsse. Mit etlichen tausend Gulden, die er sich bestimmt erhoffte, konnte er ein eigenes Geschäft in die Hand nehmen und Meister werden. Er gab nun seine Stellung in Salzburg auf und reiste heim. Dort erfuhr er zu seiner furchtbaren Enttäuschung, dass er vom Vater enterbt worden sei. Als Grund hiefür hatte der Alte im Testament angegeben, Erasmus sei als ungeratener und ungehorsamer Sohn von Hause fortgegangen, nachdem er das ihm zustehende Erbe mit seinem nutzlosen Studium mehr als verbraucht habe. Nur ein Bettelgeld von zweihundert Gulden fiel dem Enterbten zu. Nicht mit Unrecht vermutete er, und schliesslich erhielt er auch Beweise dafür, dass seine Geschwister Kosmas, Linus und Priska den Vater bei Aufrichtung des Testamentes stark beeinflusst hatten. Den Geschwistern zum Trotz blieb Erasmus nun in Lautersgaden, mietete ein Quartier und errichtete ein kleines Uhrengeschäft. Damit kam er aber auf keinen grünen Zweig. Das Geschäft ging schlecht; teils zerstörten ihm ein paar Spassvögel, die in den Gasthäusern lose Witze über ihn machten, das Vertrauen der Leute, teils vertrieb er sich selbst durch seine verbitterte Laune die Kunden. Da klagte er einmal seinem alten Freund Pius, mit dem er immer im brieflichen Verkehr stand, seine Not. Der frühere Studienkollege, der jetzt Pater Albuin hiess und ein ausgezeichneter Ordenspriester und Volksmissionär geworden war, schrieb dem Freund einen überaus herzlichen, tröstenden Brief und fügte zum Schluss in seiner jovialen Weise hinzu: "Sei guten Mutes, lieber, bester Freund. Alle Stricke sind noch nie gebrochen. Vielleicht steht noch eine Erbtante auf, oder du ziehst am End gar das grosse Los." — Nun quälte den Erasmus immerfort der Gedanke an das grosse Los und liess ihn nicht mehr aus, bis er richtig in die Lotterie setzte. Und da ereignete sich das Unwahrscheinlichste, es kam das ungeheure Glück, Meister Erasmus machte einen der ersten Treffer, der ihm nach Abzug aller Spesen blanke dreissigtausend Gulden in den Schoss warf. Jetzt hatte der Meister Oberwasser. Er baute sich ausserhalb des Marktes ein stattliches, schönes Haus, tat ein grosses Uhrenlager ein und betrieb das Geschäft im ausgedehnteren Masstabe. Und merkwürdigerweise strömten ihm jetzt von allen Seiten die Kunden zu, nicht nur aus Lautersgaden und Umgebung, sondern auch von den entfernter liegenden Dörfern. Meister Erasmus machte stets eine gute, solide Arbeit und führte eine ausgezeichnete Ware, berechnete aber keine billigen Preise und verlangte unweigerlich bare Bezahlung. Solange das Geld nicht auf dem Tische lag, gab er kein Reparaturstück noch irgend eine Ware heraus. Trotzdem hatte das Geschäft einen wachsenden Zuspruch, und der Meister erlangte allmählich eine gewisse Berühmtheit als Uhrmacher. Auf einer anderen Seite jedoch verfolgte ihn das Missgeschick und gab dem Sprichworte recht: "Glück im Spiel, Unglück in der Liebe." Mehr als ein Jahrzehnt lang suchte Erasmus nach einer passenden Ehehälfte, fand aber kein weibliches Wesen, das allen seinen Anforderungen entsprochen hätte. Die einen entpuppten sich bei näherem Zusehen als leichte Ware, die anderen verlangten im vorhinein schon Geld, und noch andere wollten gar zum Halbteil in sein Vermögen eingesetzt werden. So kam es, dass Erasmus Haller mit vierzig Jahren noch ledig und ein etwas verdüsterter Junggeselle war. Da geschah, wie schon öfter in seinem Leben, etwas ganz Ungewöhnliches. Der vierzig Jahre alte Junggeselle verliebte sich schier plötzlich und mehr als sterblich in ein neunundzwanzigjähriges Mädchen, die schöne Gilgen-Vroni, und war von dieser Liebe so entbrannt und überwältigt, dass er versprach, auf jede Bedingung und Forderung des Mädchens einzugehen, wenn es ihm die Hand zur Ehe reiche,

(Fortsetzung folgt

HAVE YOU A MIND?

by Fr. J. Walliser O.M.I.

There are millions of people living in the world today. Many millions more have already lived their short life here on earth, and still many more will live on this planet of ours after we are gone. After all, we, as individuals, are just so many pebbles on the beach. And yet, if it were not for each and every pebble, there would be no beach. That's another way to look at ourselves. No matter how insignificant we are as individuals; no matter how small our contribution to the world, we have our part to play.

We, as have men in the past ages, find it very easy to praise and blame the men and women who have gone before us. The same can also be said of those who are living today. Moderns come in for their share of praise and blame by men and women who claim a monoply on the best brains in the country. As if a brain makes a mind. So called great men of our age, on their death, have bequeathed their brains to scientific institutions. In these halls of learning, craniums are measured for their length and width, and delicate tissues are probed with instruments of the modern superman. As if brains make minds! Some minds are very fertile in their imaginations and pseudo-scientific doctrines. But perhaps this fertility comes from that bulk of vegetable matter . . . . which no doubt produces a certain kind of fertility. It is said that lilies will grow on heaps of barnyard refuse; but then, too much of this refuse, especially if administered in strong doses, will kill not only delicate plants, but even the roughest and toughest of weeds.

That brings me to the point at issue, "Have you a mind?" That is an important question, simple though it may seem to you. From daily occurrences in this world of ours, it seems that many of us are not credited with that human gift of mind, but only with pure vegetable matter, and lots of it too. A brain is matter. The mind is something else. It is spiritual. The brain can be cut in two, or four, or even more pieces. The mind has never, and will never be cut into any kind of a piece. And yet, even though no surgeon has ever been so lucky, even for a second, to see and snatch the mind and cut it to pieces, many people think that it can be coloured. Many

MARIENBOTE

MONTHLY FAMILY JOURNAL

Vol. XI. December, 1942 No. 3.

CONTENTS

The Marienbote is edited and published monthly with episcopal approbation by the Oblate Fathers of St. Mary's Province at the Marian Press, 922—24 Victoria Avenue, Regina, Sask. Subscription: $1.00 a year.

people, especially the so-called educated and enlightened modern, think that the mind can be coloured as they desire, and no doubt they are right, because there is sufficient evidence in the world to prove their contention.

By coloring the mind, I do not mean that they take a brush, dip it in the right colored paint, and then apply it to the mind. Not at all. That is too crude for these modern artists. They have been raised in the school of culture, aesthetics, and science. And their's is a subtle and cunning science. They paint with words, pictures, diagrams, hates, desires, power, and anything that they deem useful. And their pictures are either black as midnight, or as bright with colors as the rainbow. They know how to change the minds of men . . . by using colors that are outstanding or of the greatest contrast.

Do you know how the common fish in our streams are caught? Any fisherman can tell you! By using bait that flashes and catches the eye. By promising to the inexperienced and unwary an easy or an enticing reward. By arousing false hopes in the hearts of the baited, these modern artists catch many a careless victim by using bait to which a hook is always attached.

Have you a mind? I know that you have. You know that you have. But do others? A fish has a brain, but no mind. We all have both brain, and mind. We can reason. A fish cannot. And yet, many individuals act like fish. They do not think. They forget everything, except the flashing bait that the expert fisherman flings before their careless eyes.

Man was given a mind, so that he might use it. He is the image of God, and in nothing is he more God's image than in the gift of making decisions; of judging between right and wrong; and of choosing the right and spurning the wrong.

There are, apparently, more devils at work colouring the minds of men, than there are angels. I am wrong of course, but then I only said apparently. The angels are invisible, but our modern devils are visible, if we are only trained to recognize them. They do not walk around in their traditional garb of cloven feet, swishing tails, and horned heads. They have donned the scriptural garb of a lamb, and their exterior is soft and loveable. For isn't the lamb the most harmless of all creatures? In printing establishments the term "printers devil" is well-known. I wonder if there is a story behind that expression, because it doesn't appear so innocent at first glance. I wouldn't go so far as to call all printers devils, because in that case I would be giving the devil some work to do, which, of course, I do not desire. I would like to see him pine away in solitude, silence, and ease. But, apparently many others have sent their works to the devil . . not the way you think . . but by sending their manuscripts to the printing shop. Many others have their manuscripts read and acted over the radio. Many others shout their coloured thoughts from the street corners . . . or argue persuasively in smoking cars and dining halls.

These brushless artists live not only in our day, but they have lived in days gone by. And modern brushless artists constantly refer to their immortal masters in confirmation of their modernized ideas. In one breath they mention Christ and Lenin, St. Paul and Voltaire. What noble aspirations they had; how they labored for humanity; how they suffered for their ideals! We admire these men for their supreme audacity. If only among us Catholics there were more men with even greater audacity. But I suppose we are to a certain extent the creatures of our environment. The mole, from living too much underground, and away from the light becomes almost sightless. The mighty roar of our teeming cities drown out the song of the sparrow, and the gentle splash of the raindrop. Similarly, the incessant blaring and trumpeting and hooting of our modern showmen draws our attention away from the figure of Truth that is being daily crucified.

Have you a mind? Then remember that it is not made of matter. It cannot perish. It is made to think. We should use it,

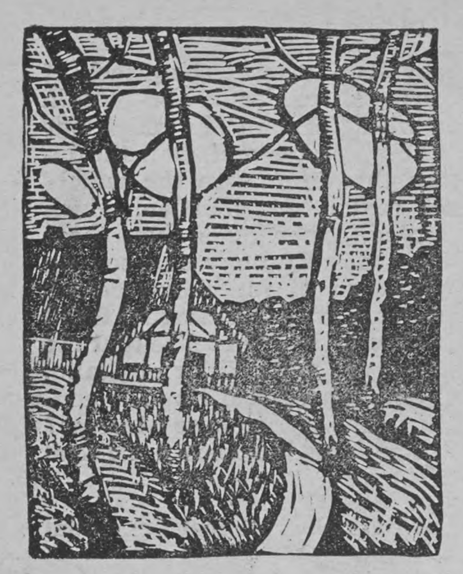
(Continued on page 31)

OUR ENEMY

While we are preparing ourselves to meet the attack of external enemies, are we nurturing more deadly foes within our own ranks? Would a war with Germany, in which our American people stood united, be a greater evil than the internal dissensions labor disputes threaten? Are the widely practiced divorce, birth control, sexual sin, abortion, which are tolerated, sometimes advocated, lesser evils than those which armed foes can inflict upon us? Can any evil coming from without exceed our substitution of individual desire, convenience, comfort for the standards of the Decalogue? Shall we scrap or fight for ethical principles? Do we realize that the gravest danger to our democracy is not from Hitler or Stalin, that in the revolt against God and His eternal laws demonstrated by the totalitarians is in full evidence here at home? America's desertion of religious standards has fearful political consequences.

Let us go back to the cave at Bethlehem to learn essential wisdom from a Child.

——"The Magnificat" Dec. '41."——



Smoke in the Chimeny

by Doris Lee Miller

Christopher Mallory lowered the last heavy white shade of the living-room windows and looked about. Again the house was spotless. Spotless, and as always when he prepared to leave, depressingly forlorn.

Christopher's lips twisted in a smile of pain. He lifted his hat and coat from the end of the blue divan. Opening the front door, he paused.

"I guess Father Maguire was right—a house does need smoke in its chimney," he muttered. "Maybe I'd better let the new parishioners rent it."

The light in his grey eyes hardened. Even if there was a house shortage, he couldn't let anyone else live here. This house was his and Margaret's, and the only place where he could feel close any more to . . .

A noisy confusion beyond the stone wall that bounded the front of the half-acre yard, whirled him about. Over the wall and up an oak, streaked a squirrel. A dog followed barking. Chris stiffened. This was sacrilege! Through the door he bolted, banging it shut after him. A single plunge carried him down the front steps.

"Get! Get out of here!"

The dog fled. Chris glared after him. Jerking his hat back into position on his head, he was startled by thunder in the sky above. Like a dynamited ledge of rock, it broke, tumbling boulders of sound across the floor of the heavens.

He would have to drive fast to reach the city before that cut loose. Missouri's March rainstorms were sometimes savage. He looked back at the door of the house. Yes, it was shut.

As Chris pulled into the highway, the dark futility that seemed growing on him, of late, wrapped its shawl about his shoulders. Why return to the city? His patients could easily find another dentist as good as he; and other than they there was no one to miss him.

His grey eyes gleamed with resentment. Had Father Maguire, and kindly bungling neighbors, left him to the solitude he sought following Margaret's death, a year and a month ago, he would still be living in the bungalow where she and he had known six months of heavenly happiness. But the Reverend Father and Christopher's friends insisted on calling, insisted that he was brooding; insisted . . . . So Chris had moved.

Only once a month now, on the day he came to the bungalow to clean, was he able to make the past live again. And even on those days, it was no longer as vivid as he tried desperately to keep it.

Back to the present Chris snapped with a start. From habit, he had thrust his fingers of his left hand into his vest pocket. There, he kept the key to the house. But it wasn't there now.

He slowed the car. From the clouds above came a warning growl, but Chris ignored it. When he entered the bungalow that morning, he must have left the key in the door. Then, in the excitement of chasing the dog, he had slammed the door shut with the key still in it. Anyone could enter—a vagrant—a thief.

A horseshoe turn brought him about. The growl in the sky deepened. Through the heavens, lightning cracked a fiery whip, and lashed open, the clouds deluged the earth in angry retaliation. Chris rolled down the window to see the road.

A skid carried him to the edge of the pavement. Despite his anxiety, he saw he was going to have to slow down. But it was hard to creep when he wanted to fly. The clamp of his hands on the steering-wheel made a white band across his knuckles.

Sighting the bungalow almost an hour later, Chris blinked. Was the twisting, lashing curtain of rain creating an optical illusion? But, no, what he saw was real. Before the gate of the bungalow stood a rickety, ramshackle coupe!

Out of his car, across the yard, up the front steps he went. Just as he had suspected, there was the key still in the lock. But before he could reach it, the door opened from within. A rain-soaked, bedraggled girl in her early twenties, stood looking up at him. Her brown eyes were frightened.

"Who are you? What are you doing here?" Chris demanded.

The girl shivered. She thrust a strand of light hair back from her slender face. "Why, I—I'm Agnes Donahue. I had to find

shelter when my car drowned out." She nodded toward the shabby coupe. "I knocked, but no one answered. Then I saw the key. I thought whoever lived here would return soon. But there aren't any lights, everything seems so sort of unused . ."

"No one has lived here for ever a year," Chris cut in. "I came today to clean a little, and left the key by mistake." Inwardly he flinched; her dripping garments were making tiny pools on the polished floor. "Sorry I can't offer you shelter for the night. May I drop you at a hotel in town, or a tourist camp?"

Sudden color blazed in her cheeks. "I'm afraid," she was plainly embarassed, "we can't go anywhere."

Christopher's voice sharpened. "There's someone with you?"

Despite the dimming light, he saw her whiten. "My little boy," her voice trembled. "And oh, mister, I'm afraid he's going to be ill."

Chris was startled. A child? Here — in Margaret's . . . ? Margaret and he had dreamed of children romping through the house, but this . . . ! He crossed the threshold. "Where is he?" he asked.

As he followed her, he noted the shabbiness of her apparel. He was suddenly ashamed of being so curt. Yet, when he stepped around the divan to which she led him, he nearly cried out in protest. In the centre of its beautiful cushions was a blanket that had been stored in the cedar-lined closet of his and Margaret's room!

"I found some bedding and I shouldn't have touched it, except that Jackie was chilling and I had to get his wet clothing off. I'm afraid, though," she glanced anxiously up at Chris, "that he needs more than that. Won't you please see what you think, Mister—er—Mister—"

"Mallory. Christopher Mall—" Chris caught his breath. From the folds of the blanket, looking up at him, was a pair of dark eyes, feverishly bright. A boy not more than two years old lay tossing there. His breathing was difficult. Alarmed, Chris touched one soft flushed cheek.

"M-o-m-m-y!" came the frightened little wail. To his mother the child raised tiny, pleading hands. She stooped, clasped them in her's, laid her cheek against them.

"How long has he been ill?" Chris inquired.

"He's had a heavy cold all week," she replied. "Then he took more cold last night when we slept in the car. You see, I hadn't much money and I was trying to reach a job that's been promised me in the city. Although Jackie grew worse today, I thought if I hurried—" her voice broke. Into her eyes crept a hint of panic.

It was apparent she had been under great strain. But she mustn't break now! "How long have you been in this rain?" Chris asked quickly.

With visible effort, she steadied herself. "Ever since it started," she replied. "Our car leaks and Jackie was drenched. My car didn't really drown out, Mr. Mallory. I just had to get Jackie out of the storm!"

She looked to be little more than a child, herself. Chris had an impulse to gather her hands between his own. Instead, he reached into his pocket of his loose coat. Pulling out a newspaper and some matches, he knelt before the dusty logs in the fire-place. Over his shoulders he tossed orders.

"I'll get a fire going. From the closet where you found the blanket, bring more. Then go for some of the dry things hanging there."

"But I don't want—" she began.

"Don't argue" Chris commanded. You'll be ill too, if you delay. Meantime, I'm going for Dr. Kimm."

There was a lull in the storm when Chris plunged into it again. He drove across the small suburban town without undue difficulty. And, fortunately, the doctor was in.

Back in the bungalow, the kindly, white-haired physician took one look at the feverish flush on Jackie's round face. He sat down beside the child at once.

Standing at the head of the divan, the hand of the girl clenched and unclenched about something in her palm. Between her fingers, looped a strand of tiny beads. It was a Rosary.

Interrupting the lash of the returning storm against the onyx rectangles of the windows, there was the occasional crack of

No. 1 NEED

Is it not an ironical and paradoxical absurdity that our public primary education carefully eliminates from its curriculum all information on the one thing upon which our whole theory of government and our elemental liberties depend, namely religion? The result is that a boy or girl whose education is wholly confined to our public school system is unable to offer a logical defence in the very first principles upon which the loyalty professed by him or her to our flag is founded. Find sense or reason in that if you can. I can not!

—Thomas F. Woodlock.

A secular school is one whose aims and curricula are predominantly earthly or non-religious. The exclusion of religion, the core of Christian education, is the mark of the secularized school. Preparation for this life is its main purpose. —Dr. Geoffrey O'Connell.

—Our enemy within, is education divorced from religion—

the fire and the distressing, increasing labor of Jackie's breathing. Chris pulled down the window shades. Had it been but two hours since he pulled them earlier that evening?

"Mallory, have you forgotten the candles you stopped at the drugstore to buy?"

Chris jumped at the doctor's question.

"Sorry sir. I'll light them at once."

From the mantle beneath the big oil painting of the Last Supper, he removed a pair of candle sticks. As Chris unwound it, the paper about the candles rattled like tin in the quiet room. But when the tapers were lighted, their petals of flame dispelled some of the shadows that the hearth fire could not reach. In the circle of their illumination, the physician read the thermometer he removed from Jackie's lips.

The doctor sat back in his chair. Tensely, the girl leaned forward. Looking up slowly, the doctor spoke. "Pneumonia." Your son is very ill."

For a second, Mrs. Donahue seemed not even to breath. Then dazedly, she whispered, "A priest. Is there . . . " She broke off. Her eyes dilated. "Doctor, no!" The cry was harsh with anguish. "Jackie mustn't die! Only a year ago I lost his father. I can't lose Jackie too!" She flew to clutch at the doctor's coat lapels.

Compassionately, the physician laid a hand on her arm. "I'll do everything I can."

A great sob wrenched through her. It pulled across the strings of Christopher's understanding like a rough edged knife. He knew the bitterness of the gall being held to her lips. He stepped toward her, but before he reached her she straightened.

"I'm sorry doctor," she apologized. Turning to Chris, she began, "Mr. Mallory, it's a frightful night, but can you find me a priest?"

"I'll get Fr. Maguire at once." Chris then reached for his wraps. "In the upper right-hand drawer of the dresser in the bedroom where you found the blankets, you'll find a sick box. Please use it.'"

Outside, rain was now descending like a waterfall, and the wind whipped at it savagely. The highway seemed a wet elastic band that constantly expanded, ever keeping the modest cottage of Father Maguire at a distance. But at last, there was the light of the parsonage. Chris fought his way from his car to the door. At his knock, it opened instantly.

"Mrs. Howe, I came for Father Maguire," Chris panted.

The little silver-haired housekeeper stared at him.

"Sure, an' he left not fifteen minutes ago on a sick call from many miles out in the country. Is it bad you are needin' him?"

"Yes, very," Chris replied. He hadn't thought of the pastor's being gone. How could he return to Jackie's mother alone?

Mrs. Howe assured Chris that she would despatch His Reverence to the bungalow, the moment she heard from him. Chris started back. The wind pushed, this time instead of retarded. Chris shrank from having to deliver his news.

When he told her, there came a stunned look in Mrs. Donahue's dark eyes. Panic followed. But before it could grow, she paled and went breathlessly still. In alarm, Chris glanced at the doctor who sat still at Jackie's side. But Mrs. Donahue squared her shoulders.

"It is quite all right," she whispered. "There are others whose need is as great as mine."

THINGS TO COME

In a new European war, both totalitarianism and liberalism would collapse, and the victory would go either to Communism or some yet newer philosophy of moral anarchy, and to some new enemies of the Christian traditions. Few can surely doubt, but that the new heresies which the war throws up would be yet more unlovely than those we now have with us.

The above is an observation made by Christopher Hollis, in the "Commonwealth", 16 months before the present war broke out.

We cannot allow that prophesy to become true. There is a way out. It is to return to a more Christian way of thinking and living. It is to put on the mind and virtues of Christ. This implies a spiritual regeneration, a spiritual re-birth in each of us. That is the spirit behind the "Sword of the Spirit" movement started by Cardinal Hinsley. It is a movement to enlist the light and the guidance of the Holy Spirit to remake the world. Say the prayer often: "Send forth Thy Spirit . . . and Thou shalt renew the face of the earth."

"The decline of Europe began with the decline of the Christian spirit," says the Osservatore Romano. "Even before the Great War this process had started. The present war has only hastened Europe's spiritual degeneration. Having lost its unity, Europe will not find it again by manufacturing it artificially under the stress of force. Europe will not find unity except by a return to Christianity and to an atmosphere of freedom and love. A Europe split into dominating and conquered countries, condemned to injustice and oppression, a Europe which has finally lost its moral unity—such a Europe is doomed to annihilation and ruin. Not only will it lose its hegemony in favor of other continents but it will also cease to be a civilizing agent."

As Chris stared, speechless, she seemed to withdraw within herself. She closed her eyes. Softly, she said, "Help me to remember God's will is good; always good."

Chris turned abruptly toward the mantle. He stared into the fire. This girl, without friends, without money, with nothing, apparently, but the resources of her own brave spirit, could ask to remember . . . could accept . . . Chris had been bitter. He had rebelled. Inwardly, he writhed.

There came a calm, detached light to Agnes' face that never wavered through the following dark hours. When he realized he was thinking of her no longer as Mrs. Donahue, a stranger, but as "Agnes", Chris was startled.

Even when Jackie's tiny chest scarcely rose and fell, she remained firm. As the outside storm raged to its peak and subsided with a final tired blast at the windows, Chris raised a shade to see the grey dawn struggling over the horizon.

The doctor sat with a listening finger on Jackie's pulse. His eyes seemed almost boring thru the child's flesh, so he might see how to further aid. Agnes knelt beside her boy, intently watching his little face. No longer could his breathing be heard.

The flames in the hearth roared. When one of the tense watchers moved, there was a faint rustle. Unable to bear it longer, Chris strode to the basement stairs. He would go down for another armload full of wood.

Below, he stood transfixed for a moment. For the first time since Margaret's death, he fell to his knees.

Re-entering the living-room with the wood, Chris saw the doctor snap shut the watch that he had been using. "The crisis is past Mrs. Donahue," he said quietly. "Barring complications, your son will live."

On her knees beside the divan, Agnes buried her face in her hands. "God has answered my prayers," she whispered. Then looking up, she said unsteadily, "Thank you, doctor. You've been wonderful." To Chris, standing motionless, she looked like a golden-haired Madonna.

He started, remembering where he was. Putting down his wood, he furtively wiped the corner of his mouth, where something wet and salty had crept in. Straightening, he became very brusque.

"I must get back to the city," he said. "Doctor, can you find a capable woman to stay with Mrs. Donahue until Jackie has fully recovered. As I go through town, Mrs. Donahue, I will stop and order the utilities turned on here at the house, and send in a supply of food."

Agnes started to protest. Chris seized his overcoat and hat and escaped through the front door. As he climbed into his car, he looked up at the wisp of smoke curling out of the hearth chimney. Its happy lift into the bright blue of the morning sky gave Chris a sense of well being he had not known for a long time. There was smoke in the chimney.

Irrelevantly, he remembered something he had noticed in a shop window in the city a few days before. It was a cunning, white, velvet elephant with bright red trappings trimmed with gold. When Chris came down Saturday to talk to Agnes about remaining in the house temporarily as caretaker, he would bring that along. Perhaps Jackie would like it. Perhaps . . .

Chris started his car. It was good to see smoke in the chimney.

Have You a Mind?

(Continued from page 27)

as a flashlight, to cast light ahead, into the hidden and obscure corners of the road. We do not know what obstacles lie ahead, but we can be forewarned, and forearmed. We are fighting a total war, in which the stake is our eternal salvation. If the light of our mind is colored with erroneous and false conceptions of the world and God, we will see with difficulty, and fall with ease. If we wish to follow the way to Truth and eternal Life, let us remember that it was to the Catholic Church in the person of the Apostles and their successors, that Christ said, "I am the Way, the Truth, and the Life . . . . whoever hears you, hears Me."



An Atlanta lawyer tells of a newly-qualified judge in one of the towns of the South who was trying one of his first criminal cases. The prisoner was an old negro charged with robbing a hen coop. He had been in court before on a similar charge and was then acquitted.

"Well, Henry," observed the judge, "I see you're in trouble again."

"Yessuh," replied the negro, "the last time, Jedge, you will recollect, you was my lawyer."

"Where is your lawyer this time?"

"I ain't goat no lawyer this time," said Henry, "I's going to tell the truth."

It isn't regular drinking that hurts a man; it's the way you fellers 've got of drinking between drinks.

Presenting James M. Graham

By Matilda Rose McLaren

"TODAY WE LIVE in a world of movement, of action, of readjustments to new and changing conditions which contains new threats. Modern inventions have, figuratively speaking, greatly reduced the size of the earth. We know today what happened in central China yesterday. More than ever do we need to keep constantly before our minds that sound political aphorism: 'Eternal vigilance is the price of liberty.' In this crazy changing world we never know what is just ahead of us."

The audience was nodding its collective head in approval. Sir Knight of St. Gregory, James M. Graham, dean of Sangamon County Bar, 86 years of age, was delivering the Decoration Day address at Camp Butler, Springfield, Illinois. Our patriotic fellow-citizen continued to hold his audience as he continued:

"In many places men seem to forget what governments are for. They seem to think they are for the purpose of serving greed, envy, pride, or for the gratification of individual ambition.

"Our theory of government is very different. Let us look into the nature and purpose of government, for government people must have. Government is necessary to avoid chaos. The framers of our commonwealth clearly saw this. They searched carefully the pages of history, looking for precedents which they might safely follow. They were familiar with the governments of ancient Greece and Rome. They found here worthwhile ideas, but no precedent they could safely follow. In England they found the rights of the people rooted in parliament, that could also take them away. In France the majority was ruling. Our American forefathers wanted to protect the minority as well. Finally, as if guided by divine wisdom, they laid down the principle: All men are created equal, they are endowed by their Creator with certain inalienable rights. Among these rights are: Life, liberty and the pursuit of happiness. Governments are instituted to preserve these rights.

"When the convention which framed the Constitution had finished its work, objection was made that it did not contain a bill of rights. It was agreed that a bill of rights would be immediately added to it after its adoption . . . The first ten amendments to the Constitution are the realization of that promise.

"Among these inalienable rights are: freedom of conscience, the right to worship the Supreme Being who created him; freedom of speech; freedom of the press; freedom of assembly; the right of trial by jury; the right to own and enjoy property and other fundamental rights.

"For one hundred fifty years the best minds of the world extolled this scheme of government; and we know that under it we have enjoyed liberty, prosperity and a high degree of happiness.

"But of late, in some of the most powerful countries of the world, other and different ideas seem to prevail about the nature and the purpose and the function of government. These flout the principles of our Declaration of Independence and Constitution. Some of them even deny that there is a Creator! They do not want to acknowledge a moral code by which they shall be judged. They say the weak have no rights that the strong are bound to respect; that war is a biological necessity. In their view, the individual has no rights as against government; he has only duties. Should he express, or even show, displeasure with the treatment he receives, he has the right to be "liquidated" by a firing squad!

"Whether called Communism, Fascism or Nazism, they all mean the supreme state, the Totalitarian pattern. They all mean that the individual has no rights.

"We know, however, that regardless of what they think, the fact is: 'God reigns and the Government at Washington still lives.'

"The unfortunate movement which caused the Civil War was open and above board. The force exerted could be met with force. But these modern apostles of evil do not work in the open. They seem to be happy only in disturbances and disorders. Whatever brings disaster is grist to their mill. They are not only active; they are intelligent, in their way. They are dangerous. We will need all our skill, our courage, our self-restraint to keep clear of international entanglements because of their machinations. They are now burrowing and working in the dark, like termites, attacking the very foundations of our government and we, in our pride of conscious strength, have ignored them quite too long. Congress has finally awakened to the danger and ordered the appointment of a committee to inquire into, and report on the nature and source of the un-American propaganda now so apparent all over the country.

"We are a peaceful people. We love peace. We hate war. We have thousands of miles of international frontier without a fort or gun. Our neighbors feel secure. But in a world that seems to be

running amuck, a world where might usurps the place of right, we should not forget that it is the strong man armed whose possessions are at peace.

"I hope no American will ever again have to engage in a friendly war, but I hope that we shall always be so ready for our defense that no foreign force will undertake to assail us.

"Oh, my friends, what a glorious privilege is ours to live in such a land under such a government as ours!"

And, oh, my readers, what a wonderful privilege it is for the people of Springfield, Illinois, to have a man who speaks with such conviction and sincerity for fellow-townsmen as Attorney James M. Graham.

Because Mr. Graham is rather hard to interview on personal matters, we have given the above digest of his recently delivered address with the feeling that it will present the man far better than anything the writer might tell you. I say he is hard to interview because this Christian patriot has utterly forgotten self; he is the personification of the truth—"He that findeth his life shall lose it; and he that loseth his life for My sake shall find it."

When I asked him whether he had kept a clipping book from which I might ferret out reviews of some of his activities, he just laughed and said:

"My dear woman, I don't think much of myself as a subject, and I don't save personal publicity."

On affairs of his Church and his government the man is alert and active. Let me tell you about him:

James M. Graham was born in County Monaghan, Ireland, April 14, 1852 and came to Sangamon County, Illinois, in 1868, where he has lived since. He attended college in Valparaiso, Indiana, and taught school seven years. He has been engaged in the practice of law fifty-three years. His law firm, Graham and Graham, represents three generations of Grahams. Some day, it may be four, for there are three great-grandchildren. In fact Mr. Graham is quite the patriarch, having fathered seven children, eleven grandchildren. The youngest of his children is Sister Agnes Clare, librarian at Sacred Heart Academy in Springfield, Illinois.

Aside from being a busy father and church worker, Mr. Graham has for years taken an active part in civic affairs of Illinois' Capital City. Constantly he is in demand as an after-dinner speaker, as presiding officer over this and that meeting. He is at the moment president of the Springfield Civic Garden Association; also on the board of trustees at the Lincoln Library. He has held membership in the Court of Honour, Elks, Modern Woodmen and Maccabees. All of these affiliations usurp time. Yet, this dean of the Sangamon Bar is never too busy to help a young attorney with professional and kindly advice. Only recently, the writer's husband, a struggling young barrister himself, made this statement to me:

"You know, I never meet Mr. Graham on the street or in the elevator, that he doesn't take me by the arm, fall into step with me, and rhythmically lead me down the street. He is physically, as well as mentally, a natural born leader."

This big-hearted soul has not confined his talents to the home territory exclusively. A lifelong Democrat, he has served his community as State Representative, as State's Attorney and as United States Congressman, the latter office for three terms during which time he became the friend of Charles Augustus Lindbergh, Sr., Representative from Minnesota. For twenty years he served on the national conference of commissions on uniform state laws, and president of the Illinois delegation.

During these years, wherever he went, Attorney Graham did everything in his power, as a devout Catholic layman to make the world more Christlike. For years, he served as master of fourth degree Knights of Columbus. He has appeared on interdenominational programs furthering the brotherhood of man; speaking from Catholic, Protestant and Jewish platforms, pleading for "peace on earth to men of good will." On one such an occasion the writer heard him say:

"World conditions are now such that it behooves all believers in a Supreme Being to stand and act together. The things we agree upon far outnumber the things we disagree about. It is only common sense to adopt and act on Lincoln's idea to stand with anyone while he is right and part from him when he goes wrong.

"With materialistic theories rampant in the world, with great nations like Russia, Germany, Mexico and perhaps others, trying to eliminate God from their lives; with prominent individuals in other countries adopting similar views—it behooves those who believe in a Supreme Being, and in His revelations to mankind, to cease quarreling with each other; to show a good example by united action.

"Man is in many ways an insignificant creature; but he is endowed with a mind that ranges through the universe. He has discovered so many of nature's laws, that is, laws established and fixed by nature's God, that he sometimes becomes filled with pride and vanity and, like Lucifer, declares 'he will not serve.' He often acts as if he thought he made nature's laws. Yet, man should be able to see that nature must have had a supremely intelligent designer. His human pride and vanity often blind him to everything but his own importance.

"The ancient quarrels about religion, which were in fact far more political than religious,

should be buried. Believers should inaugurate an era of good will among men in acknowledgment of our debt to our Sovereign Lord; in spite of all the atheistic propaganda God is still in His heaven!"

As I sat in Mr. Graham's office, trying to approach the personal side of his life, he answered characteristically: "Oh, I don't think much or often about myself. Rather, when I consider the field as a whole; the very unequal distribution of wealth, the enormous unemployment and consequent lack of purchasing power; and other evils that follow from these—I invariably come to this conclusion:

"'There will be no relief for the common man till the people, through religion, recognize their duty to God."

Mr. Graham is one of the four Knights of St. Gregory in the state of Illinois. This honor came to him as a result of a visit the Most Rev. James A. Griffin, D.D., had with the Holy Father during the summer of 1934. The following January, word was received by His Excellency that the late Pope Pius XI from the Vatican had issued the appointment which, translated, is:

"Beloved Son—Health and Apostolic benediction. On account of your particular service in behalf of the Church, our Venerable Brother, the Bishop of Springfield in Illinois, has petitioned us to confer upon you some conspicuous title of honor. Willingly, therefore, in response to such exalted request, we show our benevolence towards you and manifest it publicly by these letters in choosing, making and announcing you a Knight of the Order of St. Gregory the Great of the civil class, and inscribe you among that body and number of Knights.

"Given in Rome, in St. Peter's, under our Fisherman's Ring, November 30, 1934, during the XIII year of our Pontificate.

"To our Beloved Son, James M. Graham.

E. CARDINALL PACELLI,

"Secretary of State."

"The Ave Maria"

HATRED AND VICTORY

Addressing the troops under his command in the course of an Armistice Day program, Lt. Gen. Leslie J. McNair, commander-in-chief of Army ground forces, declared this week that soldiers must have one objective in life—to hate, to fight and kill.

"There need be no pangs of conscience," he said, "for our enemies have lighted the way to faster, surer and crueler killing; they are past masters.

"The sooner we get in the killing mood, the better . . . the struggle is for survival—kill or be killed."

Hard and tough training under the Army's "avowed policy to make killers of all of you," he said, will avoid "some of the grief . . . your comrades overseas are learning the hard way."

We do not know whether the General actually said everything attributed to him in the above U. P. report. It is hard to believe the quotations are from an American general. For every last word quoted above might just as well have been lifted bodily from the Nazi book. That's Hitler's talk without the trimming: hate and kill—don't worry about conscience—kill or be killed—become killers—work with the fanatical zeal of our enemies.

The general's exhortation to "toughness" are undoubtedly prompted by a practical wish to condition the recruits under his command to the grim realities of war. But his appeals to brute force and hatred alone are not only a poor substitute for fighting morale but actually, in the long run, destructive to the morale of the soldiers.

What General McNair seems to forget is that America is in this war exactly for the reason that we are convinced we must eliminate from the world a diabolic ideology founded on hatred and ruthless brutality against all who stand in Hitler's path. That ideology will not be destroyed by imitation and emulation. You can't drive out the devil with Beelzebub!

What the General also apparently overlooks is the definitely stated American war aim to re-establish a world order in which the spirit of Christ shall rule the hearts of men. For such an objective the American people are willing to give everything they have. For such an objective American boys have left the security of their homes and their jobs to put their very lives into the scales of war. And it is the consciousness of a just cause and a noble objective that gives American soldiers the determination to fight and the steadfastness to hold against the forces of the Axis aggressors come what may.

War is no Sunday school picnic and we are fully aware of the need for toughening our soldiers so that they may be prepared to meet the grim and bloody realities of battle without illusions. But it is quite another thing to attempt to uproot from the hearts of our soldiers—and in last analysis from the American people as a whole—the very concepts of decency and justice and chivalry for the preservation of which this war is being fought.

"The Wanderer."

In an Army Camp Somewhere in Canada

The parents and other home folks of our Catholic soldier boys may often ask themselves the question: "How do our boys practise their religion in the army?" And another question which all the folks "back home" should ask themselves and which is of greater practical importance, is this one: "What can I do to help my boy in the army?"

A brief answer to these two questions might be appreciated by the Catholic parents, wives, and other loved ones of our boys.

1.) How do our Catholic boys in the army practise their religion? Briefly, the answer is this:— the same as when they were with you at home. If your boy was faithful to his daily prayers and Sunday Mass at home, he is just as faithful in Camp. Boys who were seen frequently at the Communion rail of their parish church, receive Communion frequently also in the army. Those who at home picked only good company with which to mingle, are careful also in Camp as to choice of companions. And so all down the line.

No doubt every Catholic Chaplain notices that the boys who received a good education in a Catholic school are in general more faithful to their religious duties than others who had not this great advantage. Also that boys who in their home parish were active in some form of Young Men's Society, or who took an interest in other parish activities, approach their army Chaplain much more readily than others.

It is a source of consolation to the Catholic Chaplain to see that practically 100 per cent. of our Catholic soldiers cherish their Rosary and have it always on their person. And never are they without the Sword of the Spirit Cross in the pocket of their tunic.

2.) What can I do for my boy in the Service?

First of all, you can help him spiritually. It will help him if, in your letters, you remind him of his religious duties. But a much better way is to be able to write him: "I had a Mass offered for you on Such and Such a day. This would do much towards making him realize that he also should do those things. Here is a personal suggestion: Would it not be a good idea for every parish to have a special Mass offered on a fixed day of each week for all the active service men of that parish? . . . . Ask your pastor about this.

You could help him wonderfully by sending him a Catholic Paper every week. Have one in your own home and mail it to him personally. Army boys will read anything from home . . even a Catholic Paper!

You can help in keeping up the spirits and morale of your soldier boy by writing him often . . very often. Taken as a class, army boys are perhaps the most homesick lads in the world. Letters from home are looked forward to daily. Write him! Get friends and acquaintances to write too. Send clippings of items of interest from your local paper. Send him snapshots of yourselves and friends. Be assured that if your boys keep their thoughts and hearts turned toward home, those hearts will stay away from many moral dangers.

In case you should be worried about a particular lad, you could help him by addressing a letter to the Catholic Chaplain of the Camp asking him to look up the boy personally.

All you Catholic parents and loved ones of our boys can be assured at all times that the Catholic Chaplain is just as interested in them as you are. For the time being the army is the Chaplain's "parish". Your boys are his spiritual sons, and he has in his heart a fatherly affection for them all. And in his prayers he does not forget the families of his boys.

That God may bless and prosper them and you all, is the priestly wish and prayer of

Your friend in Xto. and M.I.
Rev. Capt. N. Warnke O.M.I.

The world is a great ocean beneath which there are innumerable fishing banks. Death is the shore at which we unload what we have taken, at the feet of God.—Bishop F. C. Kelley.

* * *

In this world it is not what we take up, but what we give up, that makes us rich.

* * *

You can't put things across by getting cross.

Be calm in arguing, for fierceness makes error a fault, and truth discourtesy.

* * *

Still always be above others. Destroy the inequality to-day and it will appear again to-morrow.

* * *

Tell me with whom thou art found, and I will tell you who thou art.

Sister Anna's Secret

By Rosa Zagnoni Marinoni.

Sister Anna knelt alone in the little chapel, her head bowed, her lips moving softly.

Mother Agnes-Mary and the other two Sisters who beside herself made up the nucleus of sisterhood in charge of the little convent school nesting among the Ozark hills, had long left the brown pews to go down into the class-rooms and teach the chilren.

Sister Anna could hear the piano playing now. School had begun, her class duties would not come on for two hours and in the meantime she had to decide what was best for her to do. Sister Anna wished she could have counselled with Mother Agnes-Mary, but she could not, for her dilemma was a secret, that is why she was asking Our Lord for counsel.

That morning, as Sister Anna was walking in the lilac garden after breakfast, saying her beads, she had heard something stir inside the old barn. She had looked inside and found a little boy behind the manger, sobbing. Sister Anna recognized him as Mickey, the child of a woman who lived in the brown shack that leaned against the fence at the south of the little convent grounds. That shack from which often rose eerie screams that sent the Sister's hands cold, for they knew it was the woman who lived "down there," having trouble with her husband.

The Sisters felt sorry for little Mickey who often climbed into their garden smiling up into their faces with a pitiful eye as if to ask them for a little love.

Mothers who brought their children to school referred to the woman in the brown cottage as "that mean woman" and some had once mentioned that they were going to petition to have "those folks" move away from there. This gossip had made Sister Anna look all the more kindly upon the little boy, and caused her to smile to "that mean woman," the day she had rushed into the Sisters' grounds chasing one of her hens.

But the woman had scowled at Sister Anna and every time she found the boy "gone to them Sisters" she'd scold him fearfully.

During the winter the Sisters had often handed pieces of cake to the little boy, who crawled like a kitten to their back door, but since they knew the mother so bitterly objected they had tried to discourage the child's advances.

And this morning Sister had found Mickey hiding in the barn. He had clung to her begging, "Don't tell I'm here—hide me—hide me—ma's got them bad." Sister Anna had soothed the child as best she could sitting beside him near the manger, patting his thin hands, and the boy had sobbed his troubles to the little Sister. "Mother had an awful scrap with daddy—she's going away—and she said I've got to go along and never see daddy no more—and I want to stay with daddy and daddy don't know she's going, and I want to hide—"

"But you must go back, back to your mamma," tried to persuade Sister Anna hoping the child was exagger ating the state of home affairs.

"No, no," cried the boy looking around wildly. "If you don't let me hide here, I'll go away with the berry pickers."

"Oh, no, no," broke forth Sister Anna, remembering the berry pickers' wagons that had been passing on the highway. "You can't go away from your mother, we shall see—we shall see."

"Let me stay here—till papa comes home tonight?" begged the boy. "I'll be good, I won't make no noise."

The chapel bell kept ringing, Sister Anna had to go, so she said hurriedly, "You stay here, Mickey, I'll come back. Promise you will stay." and she closed the barn door and walked toward the house her heart beating fast.

She had climbed the stairs to the white chapel room, with its tiny white altar and the red light burning before the shrine of the Sacred Heart. She had joined the Sisters in prayers and now she was alone with her secret. Outside a fine intimate rain had begun to fall blurring the outside world. Sister Anna made the sign of the cross, rose to her feet and went to the window. Down the slope she could see the brown shack. "I believe I shall go and talk to that poor woman," she thought and walked out of the chapel, her flowing black gown falling in soft folds about her tall slim figure.

The rain was inconsistent that morning, when Sister Anna stepped into the back-yard the rain had ceased. Sister Anna did not know whether it was raining or not; she was walking forth under the trees toward the south side of the convent property. Before her she could see flung over the dividing fence, red and blue ragged blankets, marking the boundary between the Sisters' property and the yard of "that there mean woman."

As Sister Anna reached the fence and calmly looked over the blankets, a woman disheveled and frowning stepped out of the shack's door and stared at the Sister darkly. Sister Anna stood very still and smiled.

The woman thrust her face forward, her hands went akimbo.

"What's ailing you now," she queried gruffly, her eyes narrowing into slits. "Getting mean about me hanging my washing over your fence?"

"No, no," replied the Sister meekly in a thin voice.

"Well, what you all come nosing around here for?" demanded the woman.

"I just thought you—you might need help," came from Sister Anna, as if an echo sounded in her.

"Help?" exploded the woman. "What do you mean help?"

"Are you not in trouble?" came the meek voice.

"None of your busniess if I am!" rebuffed the woman. Then, as a thought shot into her mind. "Has Mickey come down to your place, is he there now? I'll blister him!" She was stepping forth.

No, please, I—I heard you were going away—and I thought—"

"Me going away? You thought what?" The woman was at the fence now talking right up into Sister Anna's face. "What do you care if me and my man got trouble! You go home and say your beads! What do you know about a man that beats you up?" You didn't take no chances! You're a Sister. What would you do if a man came home drunk and beat you up?"

Sister Anna was silent; she had never speculated upon the position of her being "beaten up" by a drunken husband. But she said slowly, I'd good. I know He would help me."
pray God for strength. I'd try to get along—God is

"Don't know as He would—but he sure ain't getting worried about me! I went to church once —your church— but God quit me and we ain't on speaking terms. I done turned my shoulders to Him."

The woman's face became averted as she said: "Yes, but He got mad at me first. He forgot me. We was all right, my man and me, he had work, the boy was all right, then my man fell from the scaffold, he could find no work, things went bad; the Lord turned His shoulders to me, and I did too."

"Did things go any better after you turned your shoulders to God?" queried the Sister.

The woman shook her head. "No worse. My house is a regular hell, and my man's the old devil, but tonight I'm going away—I am leaving him flat!"

"Your husband and the boy need you," said Sister Anna, "And God wants you too!"

"They do, hey?" laughed the woman bitterly. "That's great. I'm wanted! I've got a lot of friends I didn't know about. But how do you know your God wants me?"

"He told me," said Sister Anna. "You see, a while ago, I was in the chapel praying, that I may be given to do something for you. I happened to open my prayer book and I read: 'When the lost sheep returns to the fold there shall be great rejoicing in heaven,' and I thought that applied to you—for I know you would be very welcome in the fold." There was a silence. The fine rain began to blur down from the sky. Sister Anna's voice was pleading. "Won't you try and be friends with God again?" she begged.

The woman tried to snicker. The rain fell on her face but she did not feel it. "Sure, I don't mind," she said, "tell Him to come and see me. I'll shake hands!"

"I think you may call on Him yourself," suggested the Sister. "For He is waiting for you."

"Where?" came the lonely word.

And Sister Anna whispered, her white hand pointing timidly toward the little convent. "He is waiting for you up there in our little chapel, and I'll bring you to Him if you'll let me."

The fine inconsistent rain fell drizzling. Two women, one in a soiled wrapper, one in flowing black garments, softly climbed the stairs to the little chapel—downstairs in the school room the Sisters were having classes. No one saw the women enter. No one but the kind eye of God who watches over the lost lamb.

* * * *

Down in the hollow, they can't account for the change that has come over 'that mean woman'. If you heard the housewives tell of it, you'd wonder too.

"The idea," they say. "Six months ago, you couldnt' go near her, she was a regular witch! The way she whipped that boy and the way she kept that house was a disgrace. No wonder her husband had no ambition left in him! He'd go home after trying to find work and find her shouting and scolding. But all of a sudden that woman gets a change of heart! Since then her husband found work down at the saw mill, she comes in the general merchandise just as neat as anybody, and the boy goes to school down at the Sisters and she goes to church!" And the women wondered—

Yes, everyone is wondering as to the change that came over "that mean woman." Every one except Sister Anna. But Sister Anna will not tell you; that is her secret!

Have we not let God slip from our grasp?
There are too many "hates",
too much tolerance based on expediency,
not enough tolerance grounded in charity,
too much tolerance of evil,
not enough intolerance of injustice,
too much hate of persons,
instead of hate of wrong.



It May Interest You......

"I" TROUBLE

Wouter Van Garrett

There is an "I" trouble that has nothing to do with the 'eyes' we see with. It is caused by being too free with the use of "I", "me", and "mine". And the person who suffers from this malady is selfish. He thinks of nothing but self, self, self.

He likes to talk about himself. He likes to have his own way in everything. And he doesn't think so much about others as he should. You can recognize such a fellow by the enemies he makes.

The fellow who has "I" trouble is never really happy. He finds it hard to give in to anything others want. He is not willing to share what he has with others. So you often find him pouting and fretting. And he has no real friends because nobody really likes a person who is selfish.

This "I" trouble comes from thinking too much about self. So the best cure for it is to begin to think of others. Begin by trying to make others happy. Share what you have with those about you. Find joy in the good things others have.

That will drive the "I" trouble away. And as it leaves you will find friends gathering around you. You will be happy. And you will be more like the Savior wants you to be.

And Then There Was One

In the Solomon Islands a cannibal chief approached the missionary and asked to become a Christian. As polygamy was universal in the Islands, the first thing asked was how many wives he had. He said, "Eight." Thereupon he was instructed on after he had showed his good the Christian law of having only one wife, and was told to come back for further instruction will by keeping only one wife and putting away the others. Several weeks later the chief re-

Mrs. White: "It may keep the now?" "Only one." "And the rest have been properly provided for or returned to their families? asked the missionary. "Oh, no," the chief said, "I could not very well return them to their families, so I ate them."

———o———

WHO MAKES DEVILS?

A Priest was conducting a Catechism class for some little boys and girls.

"Who made the angels?" he asked.

"God made the angels," the answer came back very promptly.

"Very well then, who made the devils?" asked the priest. Silence reigned in the room. It did not seem right to them somehow to blame God for the evil spirits.

Finally a little girl raised her hand.

"Can you tell me who made the devils?" the priest asked, with a smile.

"Yes," said the little girl. "God made angels, and some of the angels made themselves devils."

The greatest theologian on earth would not have been able to give a better answer.

———o———

JUST AWARD

During one of the Napoleonic wars, the Austrian general Radetzky was sitting with some of his soldiers in an inn at Aussig, when a beggar with a wooden leg entered the room and began asking for alms.

No one paid any attention to him, and he was about to leave, when suddenly the General approached him and began to question him about his life. He soon found out that the beggar was an ex-soldier, who had lost his leg in a battle some years before.

Thereupon Radetzky called for silence in the room and said: "This man was a soldier just as I am; we fought in the same battles, and he fought as bravely as I did, but whereas I received a decoration and an advancement, he got nothing out of it but a wooden leg. For such ill fortune, he certainly deserves whatever compensation we can give him."

Then Radetzky took off his cap, tossed into it a few coins, and passed it around the circle of men. Needless to say, the beggar found himself in possession of a fair sum of money when the hat had finished its rounds.

? THE QUESTION BOX ?

Slacks at Mass!

It may be a problem with girls this summer. Is it all right? I don't know. Ask your Pastor; follow local rules. I've seen outfits far more unbecoming than slacks at Mass. The laugh is—women worried sick over propriety of slacks aren't slightly troubled at abominable church etiquette indicated in today's column. Girls who get all fussed about uncovered heads entering Church never worry about sleeping, talking, flirting during Mass. If only we'd use a sense of balance in our behavious at the Mass.

How can a Jew be saved when he rejects Christ and Christianity? Don't we hold that there is no salvation except through Christ?

A Jew can be saved the same as a good Buddhist or a good Baptist. As long as he does not recognize the truth of Christianity or the necessity of becoming a Catholic, and as long as he really believes in his own religion and is truly sorry for his serious sins he will be saved.

Yes, we hold that there is no salvation except through Christ. Whoever is saved will owe his salvation to the grace of Christ. But actual faith in Christ is demanded only of those to whom the Christian faith is sufficiently made known.

I am not a Catholic but I believe it does not matter much what church a person goes to as long as he leads a good life.

Dear Casual Reader, you exercise good judgment when you read the Catholic Home Journal, but when you say a person may believe as he pleases as long as he does the right thing, you are making a typical Protestant somersault. Luther taught exactly the opposite. He said: "Live as you wish, only believe firmly." Do you think all men would live decently if they really believed adultery and fornication were not wrong. Faith and morals stand or fall together; there's a close relationship between morality and mentality. By leaving the Catholic Church after he fell in love, Luther showed that a person cannot control his head after he loses his heart. A man can think right and live wrongly; but mankind cannot think wrongly and continue to live right.

I have heard people say: "So and so has no conscience." What is conscience? Can one lose his conscience?

Conscience is a judgment of the mind on moral matters. It is that which says: do this and avoid that. You might call it an inborn conviction or 'the voice of God' telling me if an act is in keeping with right principles or not, as in arithmetic my mind judges that two and three make five.

One can't 'lose' his conscience; but as one may have an erroneous conscience, so, by repeated wrongdoing, one may lose his tenderness of conscience and in such a case one's conscience is not a safe guide.

What do "Alpha" and "Omega" stand for, as seen on some altars and linens?

In English we say "from A to Z"; but in Greek it is "from Alpha to Omega", that is to say, from the beginning to the end.

These letters refer to God, from whom we have all come, and to whom we shall all return. He is our Beginning and our End.

Are Catholics allowed to read the Bible?

Of course, they are! Who ever said they were not? In the front pages of most Catholic bibles there is an announcement that indulgences can be gained for such reading.

It is important that the right kind of Bible be used, however. Some that have been printed by non-Catholics omit important parts; others do not translate the true words in the proper manner.

Get a Catholic Bible for your home, and read it as much as you can.

Can one person "put a curse" on another?

There have been incidents in history where saints have called down divine punishment on persons who had scandalously violated God's law. Their purpose, however, was the vindication of God's justice rather than the personal misfortune of the individual and never was it a prayer for the damnation of the guilty party.

"The "curses" referred to in literature are of a different kind. They generally spring from a motive of vengeance and apply to the innocent descendants as well as to the guilty.

The efficacy of such curses belongs to the realm of fiction and superstition. It is very easy to find recurrent misfortune in the history of almost any family and to attribute it to some occult power. To take such cases seriously would be superstitious. Persistence in a life of sin is the only thing that should make us fear the vengeance of God.

Is it sinful to leave one's parents in want, in order to pursue a religious vocation?

Here is a clash between self-interest and love of parents. Many details must be studied before a definite reply is possible.

First of all, no Community should or would accept a postulant whose parents are in need. Charity is the greatest law of all, and none are closer than father and mother.

At the same time, a child has a right to strike out for itself, sometime surely; and if perpetual poverty attacked the parents, no child could even marry, let alone enter a convent or novitiate.

If you want a short answer to this question it is this: Yes. Support your parents who are really in need.

What shall I do at home: mind my own business, or try to settle the incessant quarrels of my father and mother?

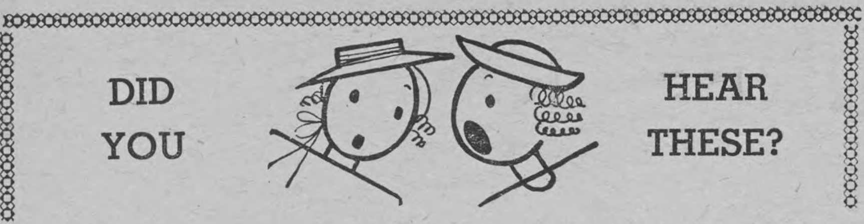
"Mind your own business" is always good advice. "Be charitable" is also just as good.

Some people are so strangely formed that they are never happy unless they are embroiled in a quarrel. They seem to love being misunderstood, because it gives them something to argue about.

The best thing to do is to refuse to take sides either with father or mother, in such quarrels, unless one is so obviously wrong that there can be no mistake about it. If you stay out of the arguments, you have a better chance of being an arbitrator.

Do Pastors have to celebrate Mass and offer it for their parishoners?

Yes. They must offer their Mass every Sunday and holyday, and also on many other feast days of the Church as well. All in all, they must offer up Mass for their people about 88 times a year.



Creditor: "For the last year I have been sending you this bill every fortnight."

Debtor: "Yes, suppose you leave off sending the bill and credit me with the postage and in time the bill will pay itself."

George—"Did your father complain about me staying so late night?"

Marge—"On the contrary he asked me how I could be so thoughtless as to let you go to work without any breakfast."

The "one-gallus" customer drifted into a country store in Arkansas.

"Gimmie a nickel's worth of asafedita," he drawled. The clerk poured it out and pushed it across the counter.

"Charge it," said the customer.

"What's your name?" said the clerk.

"Honeyfunkel."

"Take it for nothing" said the shopman. I wouldn't write 'asafetida' and 'Honeyfunkel' for five cents."

Bishop Flaget, the intrepid first Bishop of Kentucky, was once making a visitation of his vast diocese, which then included most of the Western States. Much of the trip was made by boat down the rivers, and the boatmen to the great annoyance of the saintly Bishop, made free use of profanity.

One evening one of the boatmen happened to remark that men in their position seldom thought of God.

"I can hardly believe it," said the Bishop with a smile. "I imagined that you thought of Him often, as you have His holy name so often on your lips."

Grocer's Delivery Boy (accompanied by his kid brother): I want a tooth out and I don't want gas, 'cause I'm in a hurry."

Dentist: "That's a brave boy! Which tooth is it?"

Boy: "Show the man your tooth, Jimmie."

Clerk: "What was the Manager like when you asked for that raise?"

Office Boy: "Like a lamb."

Clerk: "What did he say?"

Office Boy: "Bah!"

An architect was planning a hotel.

"What is the hotel to be called?"

"The Five Seasons."

"But there are only four."

"What about the dead season?"

Jenny (angrily): "Ye canna say I ran after ye, onyway."

Jock: "No, I canna say that. The trap disnae rin after the moose, but it gathers it in juist the same!"

McLean: "Why do I see you walking so much lately?"

McLure: "Reducing."

McLean: "Reducing? Why, you're not fat. What are you reducing?"

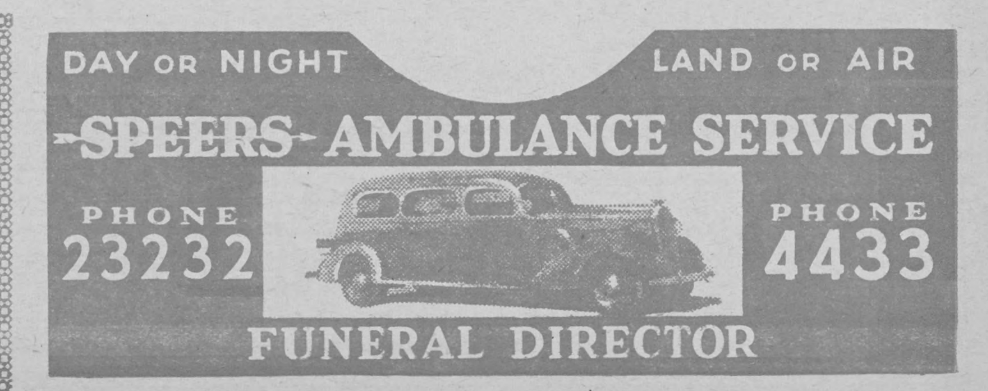
McLure: "Expenses."

Have U paid your subscription?

If not.....

Do It To-day.

Support Our Advertisers



Please Support Our Advertisers

Buy More War Saving Certificates